UNSER HEER

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DES HEERES

2. JAHRGANG · FOLGE 3

BERLIN, 2. FEBRUAR 1943

Wie schwer auch im einzelnen dieser Kampf ist und sein wird und wie oft sich auch scheinbar die Waage des Erfolges zu unserem Gegner neigen mag, am Ende, das wißt ihr, wird als Abschluß der deutsche Sieg stehen

Der Führer in seinem Tagesbefehl an die deutsche Wehrmacht am 1. Januar 1943

MANFRED HAUSMANN:

Ein Brief über die Ehe im Kriege

DEUTSCHE DICHTER SCHREIBEN AN FRONTSOLDATEN (V)

Der Dichter Manfred Hausmann, 1898 in Kassel geboren, lebt in Worpswede bei Bremen. Die niederdeutsche Landschaft ist es auch, der sein dichterisches Schaffen besonders eng verbunden ist, sowohl in seiner empfindsamen Lyrik als auch in seinen von meisterhaften Naturschilderungen und oft eigenwilligen Gestalten erfüllten Romanen. Unter diesen hat besonders das Buch „Lampioon küßt Mädchen und kleine Birken" seinen festen Platz im deutschen Schrifttum. Weiter sind zu nennen „Abel mit der Mundharmonika" und die Erzählung „Die Begegnung". Als Dramatiker ist Hausmann mit dem Schauspiel „Lilofee" hervorgetreten. Der Dichter, ein alter Weltkriegssoldat, stand auch in diesem Kriege als Soldat an der Front.

Die Nachricht, lieber Freund, daß Du Dich, als Du letzthin auf Urlaub warst, mit Deiner Frau nicht mehr verstanden hast, ja, daß Du allen Ernstes an eine Trennung denkst, hat mich mehr bewegt, als ich Dir sagen kann. Immerhin bin ich froh, daß Du wenigstens die Kraft gefunden hast, Dich mir anzuvertrauen. In einem solchen Fall ist es, glaube ich, besonders schlimm, wenn man niemanden weiß oder zu niemandem hinfindet, mit dem man über seine Zweifel und seine Ratlosigkeit sprechen kann. Je lieber man die Frau hat, um die es geht, je inniger das Verhältnis zu ihr ist oder war, um so schwerer fällt es einem ja, sich einem Dritten gegenüber zu öffnen. Im Glück mag es noch möglich sein, aber im Unglück schweigt man lieber und macht die Sache mit sich selbst ab. So bin ich mir denn durchaus klar darüber, was es bedeutet, daß Du mir dennoch geschrieben hast. Ich danke Dir, Du Lieber, für die hohe Meinung von unserer freundschaftlichen Verbundenheit, die Dir geblieben ist.

Vielleicht kann ich Dir ein wenig helfen. Nicht als ob ich mit billigen Trostworten kommen oder Euer Zerwürfnis als unbedeutend hinstellen wollte. Du wirst schon recht haben, wenn Du schreibst, es handele sich diesmal um etwas Tieferes, Schrecklicheres als um eine jener Katzbalgereien, die, wie in allen Ehen, so auch in Eurer, hin und wieder vorgefallen wären. Ich nehme ohne weiteres an, daß die Entfremdung von ganz besonderer Art war. Du bist der Ansicht, sie sei durch nichts zu beseitigen, sie sei endgültig. Wenn Du das nicht meintest, hättest Du mir wahrscheinlich gar nicht geschrieben. Und doch will mir's so vorkommen, als bekunde sich in der Tatsache, daß Du Dich mir anvertraut hast, auch wieder eine kleine, Dir womöglich nicht einmal bewußte, aber doch vorhandene Hoffnung, ich könne noch irgendeinen Rat wissen.

Es wird Dich nicht eben aufrichten, wenn ich Dir mitteile, daß Dein Schicksal kein Einzelschicksal ist. Sehr viel mehr Ehen, als Du Dir denken magst, zerbrechen in diesen Tagen oder drohen zu zerbrechen. Ich schreibe Dir das auch nicht zum Trost, sondern aus einem anderen Grunde. Wenn eine so große Zahl von Ehen von der gleichen Krankheit befallen werden, dann liegt doch die Frage nahe, ob nicht auch die Ursache die gleiche sei. Gewiß, jedes Ehepaar wird imstande sein, eine Reihe von Einzelvorfällen anzuführen, die an dem Sich-nicht-mehr-verstehen-können schuld sind, und auch Du deutest ja so etwas an. Aber all die Meinungsverschiedenheiten und unbegreiflichen und lieblosen Handlungen sind doch nur die Folgen von etwas anderem. Und dies andere gilt es, zu erkennen. Wer es gefunden hat, vermag es vielleicht abzuwenden und seine Ehe zu bewahren. Was ist es also?

Sag einmal, warst Du eigentlich, als Du nach Hause kamst und Deine Frau an Dich zogst, noch derselbe wie damals, als Du fortgingst? Und war Deine Frau, als sie Dich begrüßte, noch dieselbe wie damals, als Du sie verlassen mußtest? Du siehst mich verwundert an. Wie solltet Ihr, Deine Frau und Du, denn andere geworden sein? Und doch verhält sich's so. Und daß Du Dich wunderst und es nicht weißt, gerade das ist die Ursache Deiner ehelichen Schwierigkeiten. Lieber Freund, denk doch einmal nach, was für ein Leben Du führtest, ehe der Krieg ausbrach! Du hattest Deine Frau und Deine Kinder, Ihr kanntet Euch, Ihr hieltet zusammen, Ihr liebtet Euch. Du hattest Deinen Hausstand, Du hattest Deinen Beruf, der Dir Freude machte, Du hattest Deine Freundschaft, Deinen Verein, Deine Kameraden, Du hattest Deine Vergnügungen, Du hattest Deine Liebhabereien, Du hattest Deine Sicherheit und Du hattest Dein Glück. Wohl kamen hin und wieder auch unangenehme Dinge vor, Aufregungen, Sorgen und Betrübnisse, das wohl, aber im großen und ganzen wohntest Du doch in einer beruhigten und geordneten Welt und warst selbst beruhigt und geordnet wie sie. Und dann riß der Krieg Dich sozusagen über Nacht hinweg. Er warf dich in die fremdesten Länder. Du sahest den Süden, die nachlässige Anmut des griechischen Lebens, die Buntheit des Balkans, die wogende Weite des Schwarzen Meeres, Du sahest die grenzenlosen Steppen Rußlands, die gewaltigen Ströme, die grauenvollen Wälder, die ungeheuren Einsamkeiten. Das war schon viel. Es wirkte tief und erschütternd auf Deine Seele. Aber das andere war mehr. Du mußtest kämpfen, töten, niederbrennen und zerstören. Du hast Begebnisse von solcher Entsetzlichkeit erlebt, wie sie nicht einmal der Soldat des Dreißigjährigen Krieges gehabt hat. Du hast Schreie gehört und Blicke gesehen, die Du nie wieder vergessen wirst. Du weißt jetzt, bis zu welchem Opfermut der Mensch sich erheben und in welche furchtbaren Abgründe er versinken kann. Du kennst die Vernichtung in allen ihren Gestalten, du hast wieder und wieder dem Tod in die leeren Augen gestarrt, Du bist von Mächten geschüttelt worden, von deren Dasein Du bislang nicht einmal etwas ahntest, geschweige denn, daß Du ihnen je begegnet wärest. Du hast erschauernd gefühlt, was es bedeutet, dem Schicksal ausgeliefert zu sein, Du weißt wieder, was das ist: Schicksal, unbegreifliches Walten des Jenseitigen, rätselhafte Herrschaft Gottes. Du hast erfahren, wie winzig und verloren der Mensch in der Finsternis der Welt umherirrt. Seit Du den feldgrauen Rock trägst, bist Du der nächsten Stunde nicht mehr sicher gewesen. Es gab kein Planen mehr und kein Rechnen in die Zukunft. Das Schwert der Ungewißheit hing beständig über Dir bis auf den heutigen Tag. Du hast des Morgens nicht geahnt, wo Du des Abends Dein Haupt hinlegen würdest. Du bist von Gefahr zu Gefahr geeilt. Du warst wieder der Urmensch, der keinen Schritt ohne Bedrohung tun konnte. Deine Sinne haben sich geschärft, Deine Witterung ist empfindlich geworden wie die eines edlen Tieres. Du warst wieder auf Dich selbst gestellt und mußtest aus dem Augenblick heraus handeln, auf Gedeih und Verderb handeln, ein Nichts im Sturm des Schicksals und doch ein Wille, ein immer sich erneuerndes, zähes, unbeirrbares Dennoch. Du hast Menschenleben ausgetilgt und hast Dein eignes Leben hundertfach gewonnen, in dem Du es einsetztest. Du bist ein Herr gewesen von solcher Herrlichkeit, wie Du's nie vorher warst und in Zukunft nie wieder sein wirst. Was Du durchgemacht hast, das Höchste wie das Niedrigste, Gehorsam und Herrschaft, Wagemut und Verlust, Verzweiflung und Triumph, Einsamkeit und Bruderschaft, Himmel und Hölle, das weicht nicht wieder von Dir, Du hast es Dir zu eigen gemacht, es ist Dein neues Ich geworden. Als ein so tief Veränderter bist Du nach Hause gekommen und Deiner Frau entgegengetreten. Du warst wahrhaftig nicht mehr derselbe wie beim Abschied.

Und Deine Frau? Glaubst Du, daß die Monate und Jahre, in denen sie allein sein mußte, immer in tödlicher Angst um Dein Leben, die langen, schlaflosen Nächte, in denen sie dalag und grübelte, spurlos an ihr vorübergegangen sind? Glaubst Du, daß es ihr ein leichtes gewesen ist, die Verantwortung für die Erziehung der Kinder ganz allein auf sich zu nehmen? Glaubst Du, daß die Bewältigung der neuen und schwierigen Verhältnisse, die der Krieg für die Hausfrauen mit sich gebracht hat, nicht Kräfte in ihr hat wachsen lassen, die sie verwandelt haben? Deine Erlebnisse waren machtvoller als ihre, gewiß, aber Du bist ein Mann, und sie ist eine Frau. Wer will die Leiden der Seelen vergleichen? Wer will entscheiden, was das größere Opfer erfordert: zu warten und immer wieder zu warten, wenn auch im Gefahrlosen, oder voranzustürmen, wenn auch durch Not und Tod? Es kann kein Zweifel obwalten, daß die Ehefrau, die sich und die Ihren durch die vielen Monate des Krieges hindurchgebracht hat, ebenfalls eine andere geworden ist.

Und so seid Ihr denn, als Ihr Euch neulich gegenüberstandet, zwei erschütterte, zwei veränderte, zwei fremde Menschen gewesen. Und wie habt Ihr Euch verhalten? Ihr habt so getan, als wäre nichts geschehen. Nein, lieber Freund, zwei Menschen, denen das beschieden gewesen ist, was Ihr erlitten habt, können unmöglich einfach dort fortfahren, wo sie weiland aufgehört haben. Der eine glaubt den anderen zu kennen, und kennt doch nur einen längst Ausgelöschten. Da kann es ja gar nicht ausbleiben, daß sich ein Mißverständnis an das andere reiht. So geht es nicht. Ihr müßt vielmehr vergessen, was damals war, Ihr müßt begreifen, daß Ihr einander fast so fremd seid wie zu jener Zeit, als Ihr Euch zum ersten Male in Eurer Jugend begegnetet. Ihr müßt versuchen, wie damals, Euch allmählich näherzukommen. Ihr müßt, jeder auf seine Art, umeinander bemüht sein, Du mußt um sie wie um eine Geliebte werben. Es hilft nichts, Du mußt wieder ein Suchender, ein Dienender, ein Tastender, ein Liebender werden. Es ist ja nicht Deine Frau, an die Du Dich wendest, nicht Dein vertrautes Eigentum, nicht Deine stille Heimat in der Welt, es herrscht keine Sicherheit zwischen Euch, Ihr müßt von vorn anfangen, ganz von vorn. Und Ihr dürft die Behutsamkeit nicht vergessen, die zwischen Suchenden und Sehnenden zu sein pflegt, und nicht die Scheu und nicht die Achtung und nicht die Nachsicht. Dann geschieht es vielleicht, daß Ihr Euch wiederum findet, inniger vielleicht, wer kann es sagen, als zuvor.

Willst Du das bei Deinem nächsten Urlaub nicht einmal versuchen? Und in der Zwischenzeit, wenn Du an Deine Frau schreibst, willst Du nicht schon so zu ihr sprechen, als wüßtest Du nichts mehr von ihrem Wesen? Du weißt ja auch nichts mehr von ihr. Ein unbekanntes Menschenkind hat einem unbekannten Soldaten einen Gruß geschickt und nun antwortest Du, fragend, leise und guten Willens. Tu's mit aufrichtiger Seele und ohne einen anderen Hintergedanken als allenfalls den, daß Ihr beide Euch ein Innerstes und Geheimstes unversehrt durch die wilden Zeiten hindurch bewahrt haben möchtet, das wieder zueinander verlangt, wieviel Fremdes sich auch eingestellt haben mag.

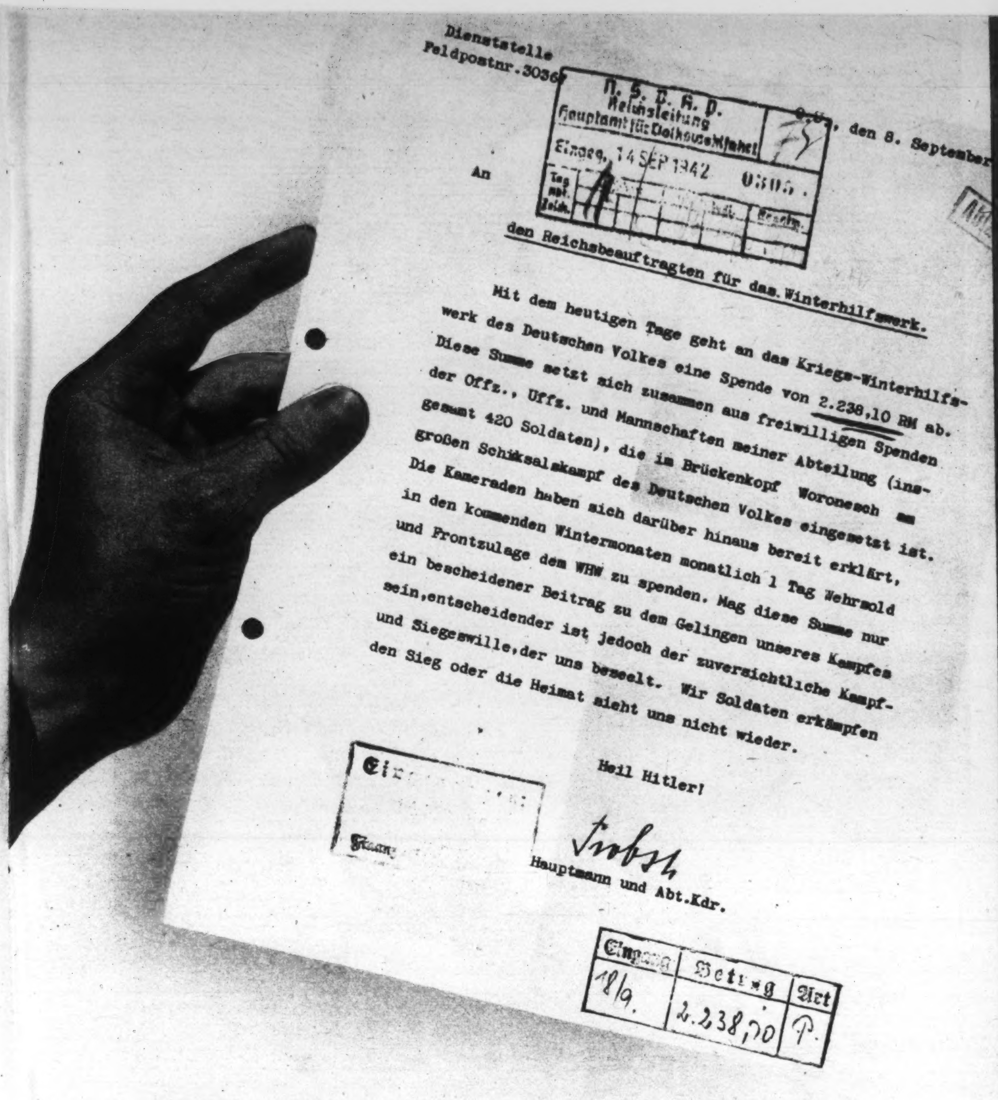
Im Grunde ist es ja nichts Absonderliches, was ich Dir, was ich Euch zumute. Ich glaube nämlich, daß auch in ruhigen Zeitläuften eine Ehe nur dann bestehen kann, wenn beide Teile nie aufhören, tagtäglich umeinander zu werben, als wäre die Bindung des Hochzeitstages nicht vorhanden. Eine Ehe ist nichts Bestehendes, sondern etwas unablässig Werdendes, wie denn auch der Mensch sich nicht gleichbleibt, sondern in ewiger Verwandlung begriffen ist. Nur wer den Mut hat, jeden Morgen und jede Stunde gleichsam von neuem zu beginnen, kann eine Ehe führen.

Ich schreibe Dir dies alles aus eigener schmerzlicher und guter Erfahrung. Darum darfst Du mir vertrauen.

Dein

Manfred Hausmann

Unser Titelbild: Unsere Panzer in Tunesien
Aufnahme von Kriegsberichter Wörner



Dienststelle
Feldpostnr. 3036?

N. S. D. A. P.
Reichsleitung
Hauptamt für Volkswohlfahrt
Eingeg. 14 SEP 1942 0305.

O.U., den 8. September

An

den Reichsbeauftragten für das Winterhilfswerk.

Mit dem heutigen Tage geht an das Kriegs-Winterhilfswerk des Deutschen Volkes eine Spende von 2.238,10 RM ab. Diese Summe setzt sich zusammen aus freiwilligen Spenden der Offz., Uffz. und Mannschaften meiner Abteilung (insgesamt 420 Soldaten), die im Brückenkopf Woronesch am großen Schiksalskampf des Deutschen Volkes eingesetzt ist. Die Kameraden haben sich darüber hinaus bereit erklärt, in den kommenden Wintermonaten monatlich 1 Tag Wehrsold und Frontzulage dem WHW zu spenden. Mag diese Summe nur ein bescheidener Beitrag zu dem Gelingen unseres Kampfes sein, entscheidender ist jedoch der zuversichtliche Kampf- und Siegeswille, der uns beseelt. Wir Soldaten erkämpfen den Sieg oder die Heimat sieht uns nicht wieder.

Heil Hitler!

Hauptmann und Abt.Kdr.

Eingang	Betrag	Art
18/9.	2.238,70	P.

Und was geschah nun mit dem Geld?

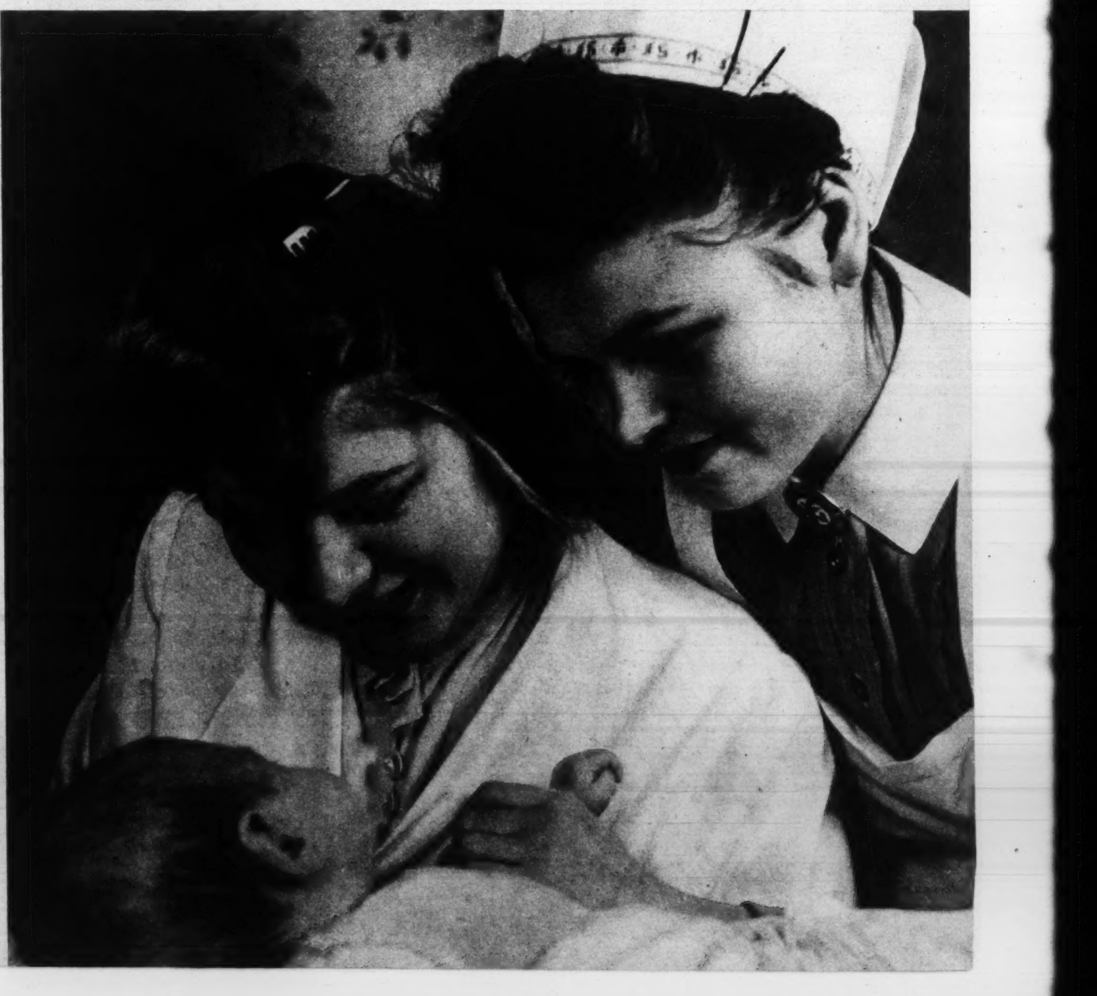
EIN BERICHT VON FELDWEBEL HANS H. HENNE

AUFNAHMEN: DORIS HAASE-PASCHKE

Bei einer im Osten stehenden Kompanie geht eine Liste herum. „Wer spendet für das Winterhilfswerk, wer gibt freiwillig noch etwas mehr, als üblich ist?" fragt der Rechnungsführer. Und alle geben! Ohne Zwang, ohne daß einer dem andern auf die Finger guckt. Das ist selbstverständlich. Jeder von uns weiß das. Das Geld wird in die Heimat gesandt, es kommt in den „großen Topf" der NSV. Eine kleine Zeitungsnotiz kündet in wenigen Worten von dem Opferwillen einer Kompanie, eines Regiments, einer Division. Dabei bleibt es. Man gibt, man gibt gerne, aber man spricht nicht weiter darüber. Die Frage, was nun mit dem Geld, das da draußen bei der Truppe gesammelt wurde, geschieht, ist im Grunde genommen überflüssig. Jeder weiß darauf eine Antwort, und sie bereitet keinem der Spender auch nur einen Augenblick lang Kopfzerbrechen. Jährlich gibt Reichsminister Dr. Goebbels vor der gesamten Nation einen Rechenschaftsbericht. Er nennt Zahlen, die uns stolz machen. Wir haben dennoch die Frage gestellt, als wir uns auf den Weg machten, um diesen Bericht zusammenzustellen. Denn wir wollten den Kameraden, die draußen ihre Spenden zusammengetragen haben, beweisen, daß alles, was die Front spendet, schließlich und letzten Endes nur ihren Familien, den Angehörigen ihrer Kameraden und Verwandten wieder zukommt. Wir gingen zur Reichsleitung der NSV., wir besuchten den Gau, der uns am nächsten lag, wir stiegen in die Kreise und klingelten zuletzt an den Türen derer, denen mit diesen, mit unseren Spenden geholfen wurde. Es waren zumeist Frauen und Kinder von Kameraden. Wir haben gefragt, ob und wie ihnen geholfen wurde, wir haben kritisch gefragt und immer wieder nachgeprüft. Nicht, weil wir kein Vertrauen zu der Organisation des großen deutschen Hilfswerks hatten, sondern um haargenau zu beweisen: Ihr helft mit dem, was ihr spendet, den Richtigen. Ihr schafft durch das, was ihr tatet, Freude, Gesundheit und Glück. Und wir wollten beweisen, daß es gar nicht nötig ist, wenn dieser und jener von euch sich beunruhigt bei dem Gedanken, daß seine Frau, die allein und ohne jede Hilfe ist, nun ein Kind bekommt oder daß sein Junge Erholung bitter nötig hätte. Darüber braucht ihr nicht zu wachen, darüber wacht die Heimat allein. Unsere Beispiele sind nur ein paar von vielen, das wollen wir noch sagen. Wir haben, während wir durch die Häuser gingen, nur gute Antworten gehört und überhaupt keine Klagen. Die Bilder, die wir bringen, geben die beste Antwort auf die Frage, die wir uns stellten.

„Ich wohnte im besten Hotel!"

erzählte Liselotte Wagner aus Köpenick, Kirchstraße 1, die im Rahmen der Mütterverschickung der NSV. 6 Wochen in Wernigerode und ganze drei Monate in Marienbad zur Erholung weilte. Ihr Mann, der Unteroffizier Gerhard Wagner, stellte damals, als sie ihr erstes Kind erwartete, bei der NSV. einen Antrag auf Verschickung. Die sehr erholungsbedürftige werdende Mutter fuhr 2. Klasse nach Wernigerode. Dort kam der jetzt 2½-jährige Jens zur Welt. Der sieben Monate alte Uwe wurde in Marienbad geboren. Die NSV. übernahm für diese 24jährige Soldatenfrau, deren Mann an der Front steht, alle Kosten.



Pro Tag zahlt die NSV. 5,52 RM.

für diese 20jährige Mutter, die mit ihrem Töchterchen Gisela für sechs Wochen in einem Mutter- und Kinderheim der NSV. bei Berlin untergebracht wurde. Helene Klimpels Mann steht als Pionier am Wolchow. Er ist von Anfang an dabei, genau so wie der Schwager der jungen Frau, der Obergefreite Gutsmann. „Die beiden Kameraden", schreibt unser Berichter, „können unbesorgt sein. Mutter und Kind sind gesund und erholen sich, wie ich selbst feststellen konnte, durch die Betreuung der NSV. ausgezeichnet." Der Aufenthalt kostet der Familie Klimpel keinen Pfennig, sogar die Kinderwäsche wird während des Heimaufenthaltes zur Verfügung gestellt.

Das sind Unteroffizier Löthers Jungen!

Ein Kindergarten mit Soldatenkindern. Er ist einer von den 28000, die die NSV. eingerichtet hat. Und Horst und Helmut Löther aus Berlin-Pankow, deren Vater Unteroffizier und „Krieger" ist, wie Horst sagte, als wir ihn und seinen Bruder beim Mittagessen knipsten, nehmen zwei von über einer Million Plätzen ein, die jährlich zur Verfügung stehen. Von 9 bis 17 Uhr sind die beiden Jungen dort untergebracht, erhalten Essen, werden ärztlich betreut und von jungen Kindergärtnerinnen gepflegt. Die Mutter kann während dieser Zeit ungestört Einkäufe und ihren Haushalt besorgen

Obergefreiter Gutzeit wurde am Terek verwundet

Er liegt in einem Lazarett bei Berlin. Sein Arm, der von einem Granatsplitter getroffen wurde, ist wieder einigermaßen in Ordnung. Wir trafen ihn draußen in Potsdam, als er mit mehreren hundert anderen zum Teil sehr schwer verwundeten, aber nun wieder genesenden Kameraden die historischen Stätten besichtigte. Am Abend vorher war er im Wintergarten-Varieté gewesen, und für den nächsten Tag hatte ihn die Versehrten-Betreuung der NSV. in ein Großkino eingeladen. Kosten: keine, alles, einschließlich Fahrt, umsonst! Das Mädchen Dorothea hatte Gutzeit im Autobus kennengelernt. Sie fiel ihm auf, weil sie rote Fingernägel hatte. Und so etwas kann er nicht leiden. „Sie sind wohl ooch an die Finger verwundet worden, Fräulein . . .", unkte er. Das war der Anknüpfungspunkt. Seitdem besucht und begleitet ihn das Mädchen Dorothea (sie arbeitet übrigens in einem Rüstungsbetrieb). Nebenbei: In Potsdam, wo wir den Obergefreiten vor dem Schloß photographierten, hatte Dorothea keine roten Fingernägel mehr.

Ihr Mann fiel bei Stalingrad

„Frau Lina Glade", erzählt unser Berichter zu diesem Bild, „lag noch im Wochenbett, als wir sie besuchten. Vor drei Tagen war ein Töchterchen namens Margit eingetroffen. Im Nebenzimmer spielten Elli und Horst, aber leise, um die Mutter nicht zu stören. Die Augen der Mutter ruhten, während wir sprachen, oft auf dem Bild ihres Mannes, des Kradschützen Erwin Glade, der kurze Zeit, bevor seine Frau ihr drittes Kind bekam, bei Stalingrad gefallen war. Ich war über die Festigkeit und über die seelische Stärke dieser jungen Mutter erschüttert. Sie trug ihr hartes Schicksal ohne Klagen. Als ich sie fragte, ob es ihr an irgend etwas fehle, verneinte sie. „Ich habe eine Haushaltshilfe von der NSV. gestellt bekommen, sie ist tüchtig und erfahren und macht hier alles. Das Essen wird auch von der NSV. gebracht", sagte sie. Finanzielle Nöte — danach erkundigte ich mich besonders — gab es hier nicht. Als ich ging, sagte Frau Glade, die in Berlin-Köpenick in der Grünauer Straße 70 wohnt: „Es ist ganz gut, wenn Sie das den Kameraden von meinem Mann mal sagen!"

Ein Kind fuhr an die Riviera

Das war im Juli vergangenen Jahres: Erika Dalum (14 Jahre) wurde von der NSV. in ein Heim bei Alassio an der Riviera verschickt, während ihre Schwestern Helga (11 Jahre) und Elisabeth (8 Jahre) zur Erholung aufs Land kamen. Die Verschickung — die Kinder hatten es nötig und die Mutter auch — kostete den Eltern nichts. Frau Dalum, die fünf Mädchen und einen Jungen hat, konnte aufatmen und sich ihrem Mann, dem Oberwachtmeister Artur Dalum, der gerade zu Hause weilte, widmen. Nach sechs Wochen kamen die drei Mädchen erholt und gesund wieder.

ERSTES TREFFEN MIT AMERIKANERN

Berichte von zwei Kriegsschauplätzen — Wie kämpft der Yankee-Soldat?

Zum erstenmal in der Geschichte dieses Krieges stießen in Nordafrika Verbände des deutschen Heeres mit amerikanischen Soldaten zusammen. Es erhoben sich für den, der diese ersten Treffen in den Wehrmachtberichten und Zeitungen — sei es in der Heimat oder an anderen Fronten — verfolgte, die Fragen: Wie kämpft der Amerikaner? Was für ein Soldat ist er? Wir veröffentlichen nachstehend den Bericht eines Teilnehmers der ersten großen Panzerschlacht zwischen deutschen und amerikanischen Verbänden bei Tebourba, der nüchtern und ohne Kommentar schildert, wie dieses Treffen verlief und wie sich der Gegner verhielt. Unser zweiter Bericht (im Auszug) spiegelt die persönlichen Erfahrungen und Anschauungen des deutschen Ostasien-Berichterstatters Wilhelm Schulze wider, der auf Grund einer Besichtigungsreise durch Corregidor Wesentliches darüber aussagen kann, wie der amerikanische Soldat hier gekämpft hat.

KRIEGSBERICHTER ELLERBROCK:

„Sie feuerten ziel- und planlos in die Gegend..."

Das Gelände, auf dem die Kämpfe stattfanden, bot für Panzeroperationen nicht gerade günstige Voraussetzungen. Die Großflächigkeit der tunesischen Landschaft mit ihren kilometerweiten, völlig deckungslosen Talsenken und den sanft gewellten Berg- und Hügelketten, von denen aus jede Panzerbewegung gut einzusehen ist, sowie die ausgedehnten Olivenhaine, in denen der Feind seine panzerbrechenden Waffen gut getarnt einsetzen kann, erfordern eine entsprechende Anpassung der Gefechtstaktik. Die erste Begegnung mit den deutschen Panzern war dennoch für die Amerikaner alles andere als ermutigend, denn die Überlegenheit des deutschen Materials und der deutschen Truppenführung war zu offensichtlich. In nur elf Tagen gelang es z. B. der ersten Abteilung eines Panzerregiments, hundert amerikanische Panzer zu vernichten oder zu erbeuten und damit u. a. die Einnahme des wichtigen Eisenbahn- und Straßenknotenpunktes Tebourba zu ermöglichen.

Als die deutschen Landungstruppen in Tunesien ihre erste Aufgabe, die Bildung eines weitgespannten Brückenkopfes mit Biserta, Mateu, Djedeida und Tunis, erfüllt hatten, versuchte der Feind, die Front zwischen Biserta und Tunis zu durchstoßen. Diesem Plan wurde durch eigenen Angriff zuvorgekommen. Angriffsziel war vor allem die Schlüsselstellung Tebourba. Zwei Kampfgruppen lagen im Süden und Osten zum Angriff bereit, während von Norden Panzer, u. a. die Abteilung des Hauptmanns H., angesetzt wurden. Nachdem ein kleines Dorf nördlich Tebourba auf einer Aufklärungsfahrt als vom Feinde besetzt festgestellt worden war, traten in den frühen Morgenstunden des folgenden Tages die Panzer der Kampfgruppe Hauptmann H. aus ihrer Bereitstellung heraus und rollten in den Kampfraum um Tebourba, fuhren einen Angriff auf eine vom Feind besetzte Ortschaft und vereinigten sich alsdann mit der Panzerkampfgruppe des Majors L.

Der Feind erkannte die Gefahr, die ihm von der gepanzerten Faust in der nördlichen Flanke drohte, und lenkte das Feuer seiner Artillerie auf die deutschen Panzer, jedoch ohne Erfolg. Diese erhielten am darauffolgenden Tage den Befehl, zwei wichtige Höhen nördlich und nordwestlich der Stadt zu nehmen. Bei dem Angriff auf die Höhe 74 wurde die als Spitzenkompanie eingesetzte 3. Kompanie plötzlich durch etwa 25 feindliche Panzer in der rechten Flanke angegriffen. Der Amerikaner fühlte sich dank seiner zahlenmäßigen Überlegenheit offensichtlich stark und rollte, ununterbrochen feuernd, gegen die deutschen Panzer vor. Eine halbe Stunde dauerte das Feuergefecht, fünfzehn amerikanische Panzer blieben im Feuer der deutschen Waffen liegen. Die übrigen gaben daraufhin den Kampf auf. Währenddessen versuchte der Feind mit zahlreichen anderen Panzern gegen die linke Flanke vorzubrechen und durch eine Umgehung in den Rücken der deutschen Kampfgruppen zu gelangen. Dort geriet er jedoch in das Feuer der deutschen panzerbrechenden Waffen und sah sich außerdem durch ihm sofort entgegengestellte Kampfwagen angegriffen. Zehn Panzer wurden bei diesem Umgehungsversuch vernichtet.

Der Ring um die in Tebourba eingeschlossene feindliche Kräftegruppe schloß sich immer enger. Als einzige Rückzugsmöglichkeit verblieb eine in südwestlicher Richtung herausführende Straße. Gegen diese rollten nun die deutschen Panzer unter Überwindung zähen Widerstandes vor, brachten eine feindliche Batterie zum Schweigen und schossen mehrere Feindpanzer und Lastkraftwagen in Brand, so daß die Straße für einen geordneten Rückzug nicht mehr in Betracht kam. Als der Amerikaner sich auch von dieser Seite angegriffen sah, wurde er weich — Tebourba war reif zum Sturm.

Zwei Tage nach der Einnahme Tebourbas führte die Panzerabteilung eine zweite erfolgreiche Kampfhandlung durch. Im Süden der nun in unserer Hand befindlichen Stadt unternahm sie einen Vorstoß, um wichtige Höhenstellungen zu besetzen. Zwei Panzerkompanien waren nach vorn gefahren und hatten eine beherrschende Höhe besetzt. Dichtes und hohes Kakteengestrüpp bot Schutz gegen Feindsicht. Da bellten aus westlicher Richtung plötzlich zahlreiche Schüsse. Eine tolle Knallerei, hinter der man ein heftiges Gefecht vermuten mußte. Doch in jenem Raum standen keine deutschen Truppen. Auch eine Rückfrage bei der Division ergab keinen anderen Bescheid. Das Rätsel löste sich jedoch bald. Noch in weiter Ferne wurden feindliche Panzer in langsamem Anrollen erkannt. Sie feuerten aus allen Rohren einfach in die Gegend und nahmen jede vor ihnen liegende Höhe unter Feuer, ungeachtet, ob dort überhaupt Ziele vorhanden waren oder nicht. Als sie sich der Kaktus-Höhe näherten, auf der unsere Kampfwagen gut getarnt standen, schlugen ihnen die deutschen Panzergranaten entgegen. Der Amerikaner entschloß sich zu einem Umgehungsversuch, der jedoch völlig fehlschlug. Von 25 Panzern blieben 20 im Feuer der deutschen Waffen liegen.

Nach diesem zweiten großen Erfolg in Tunesien zeigte sich die Panzerabteilung des Hauptmanns H. bald zum drittenmal überlegen. Gegen einen vom Feind besetzten Ort südwestlich Tebourba rollten zwei Kompanien der Abteilung bis zu einer Stelle vor, wo zwei Höhen zu beiden Seiten der Vormarschstraße eine Enge bilden. Hier hatten amerikanische Panzer Stellung bezogen und empfingen die deutsche Panzerspitze mit heftigem Abwehrfeuer. Sofort wurde zu einer Umgehung angesetzt und die Panzer auseinandergezogen. Der Feind fürchtete daraufhin offenbar, abgeschnitten zu werden. Eilends rollte er um die Höhe herum, um sich zurückzuziehen, aber wiederum waren die deutschen Panzersoldaten schneller. Sämtliche Kampfwagen blieben im deutschen Feuer liegen. Mit zahlenmäßig überlegenen Kräften rollte der Amerikaner nun aus Nordwesten und mit einer größeren Anzahl seiner Kampfwagen aus Südwesten heran in Richtung auf eine deutsche Artilleriestellung im Rücken der beiden Panzerkompanien. Auch dieser Angriff brach völlig zusammen.

Das Erscheinen deutscher Truppen im Raume südwestlich Tebourba war auf die Kampfmoral des Feindes, der dort eine erste empfindliche Niederlage erlitt, nicht ohne Einfluß. Unter Zurücklassung sämtlicher Waffen, Fahrzeuge, Verpflegung usw. zog sich der Amerikaner zurück.

OSTASIEN-BERICHTERSTATTER W. SCHULZE SCHREIBT:

„In Corregidor waren sie schlechte Verlierer!"

Meine eigenen Anschauungen über den amerikanischen Soldaten habe ich aus den letzten paar Monaten des ersten Weltkrieges bezogen, in denen ich bis zum bitteren Ende gegen Amerikaner stand. Ich will gerecht sein: ich habe von vielen Heldentaten amerikanischer Soldaten, von denen ich später in meinem siebenjährigen Aufenthalt in New York bei Jahresfeiern erfuhr, während dieser Monate nicht viel gemerkt. Ich hatte dazu auch vielleicht als Mensch der anderen Seite nicht allzuviel Gelegenheit. Aber der amerikanische Soldat ist mir in dieser Zeit nicht besser und nicht schlechter vorgekommen als etwa der französische oder der englische. Er trat nur in größeren Massen als diese auf, verfügte über mehr Artillerie und wurde, während wir durchweg vierzehn Tage in Stellung lagen, alle drei oder vier Tage abgelöst. Wenn ich mich jetzt daran machen muß, dieses eigene abgerundete Urteil über den amerikanischen Soldaten zu zerstören, wenn ich zeigen will, daß er tatsächlich in Ostasien sich als schlechtester Soldat von allen, die ich kenne, bewiesen hat, so bin ich mir bewußt, daß ich mit Tatsachen kommen und meine Gefühle zurückstellen muß. Ich muß auf alles, was mir nur erzählt worden ist, verzichten und darf als Beweis nur anführen, was ich selber gesehen bzw. nachgeprüft habe. Mein Urteil kann also eigentlich nur auf der Verteidigung Corregidors fußen. Darin ist es allerdings um so gründlicher, denn ich habe Gelegenheit gehabt, diese Inselfestung und die Kämpfe um sie in allen Einzelheiten zu studieren.

Im zerschossenen Vorzimmer des amerikanischen Offizierkasinos habe ich Meßtischblätter im Maßstab 1 : 2000 gesehen, an denen ich erkannte, daß Corregidor tatsächlich die stärkste Festung ganz Ostasiens gewesen ist, viel stärker als Singapur. Corregidor hat äußerlich eine Kaulquappenform, also einen langen, dünnen Schweif und einen großen runden, dazu noch bergigen Kopf. Auf diesem runden bergigen Kopf von zwei Kilometer Durchmesser waren 18 schwere Batterien in vollkommen in sich abgeschlossenen Stellungen untergebracht. Jede dieser Batterien hatte ein eigenes Elektrizitätswerk, ein eigenes Wasserwerk, ein eigenes Munitions- und Lebensmitteldepot und ein eigenes Notlazarett und hätte also richtiger als ein selbständiges Fort bezeichnet werden müssen. Die Inselfestung war mit Artillerie geradezu gespickt, und 125 Kilometer asphaltierte Straßen auf dieser kleinen Insel, dazu noch eine teilweise doppelgleisige Straßenbahn für Personen- und für Lastverkehr und Munitionstransporte, die alle Geschützstellungen verbanden, sorgten dafür, daß eine Massierung jeden Augenblick verändert werden konnte und daß die Geschützstellungen niemals von Menschen- oder Munitionsreserven abgeschnitten werden konnten. Das gleiche galt natürlich für die zahllosen einfachen MG.-Stellungen und sonstigen Grabenanlagen der Küste entlang, die jeden möglichen Landepunkt vollkommen bestrichen. Im ganzen Verteidigungssystem müssen schließlich noch Tunnelanlagen erwähnt werden, die überall zerstreut aufzufinden und absolut bombensicher angelegt waren. Sie enthielten praktisch alles, was eine moderne Festung haben muß. Alles, was innerhalb des Tunnelsystems war, befand sich in unantastbarer Sicherheit, selbst wenn der Gegner direkt vor den Tunneleingängen stehen sollte. Für diese Inselfestung standen, als der Kampf begann, den Amerikanern neben zwei alten auf Corregidor beheimateten Küstenartillerie-Regimentern, von denen nur eines zur Hälfte aus Filipinos, der Rest aus waschechten Amerikanern rekrutiert war, Tausende von plötzlich hineingeworfenen Marineinfanteristen zur Verfügung. Der amerikanische Kommandeur hatte außerdem die Befehlsgewalt über die Reste der amerikanischen Flotte, die sich nach Corregidor gerettet hatten und die mit ihren Schnellbooten und ihren Minen jede Annäherung an diejenigen flachen Inselteile zwischen dem Kopf- und dem Schwanzende verhüten konnten, die nicht, wie der Inselrest, von vornherein durch einen Steilhang geschützt waren.

Über die ganze Szenerie legt sich am 5. Mai 1942 abends die tropische Nacht. 15 000 amerikanische Soldaten, mit allen modernen Kriegsmitteln ausgerüstet,

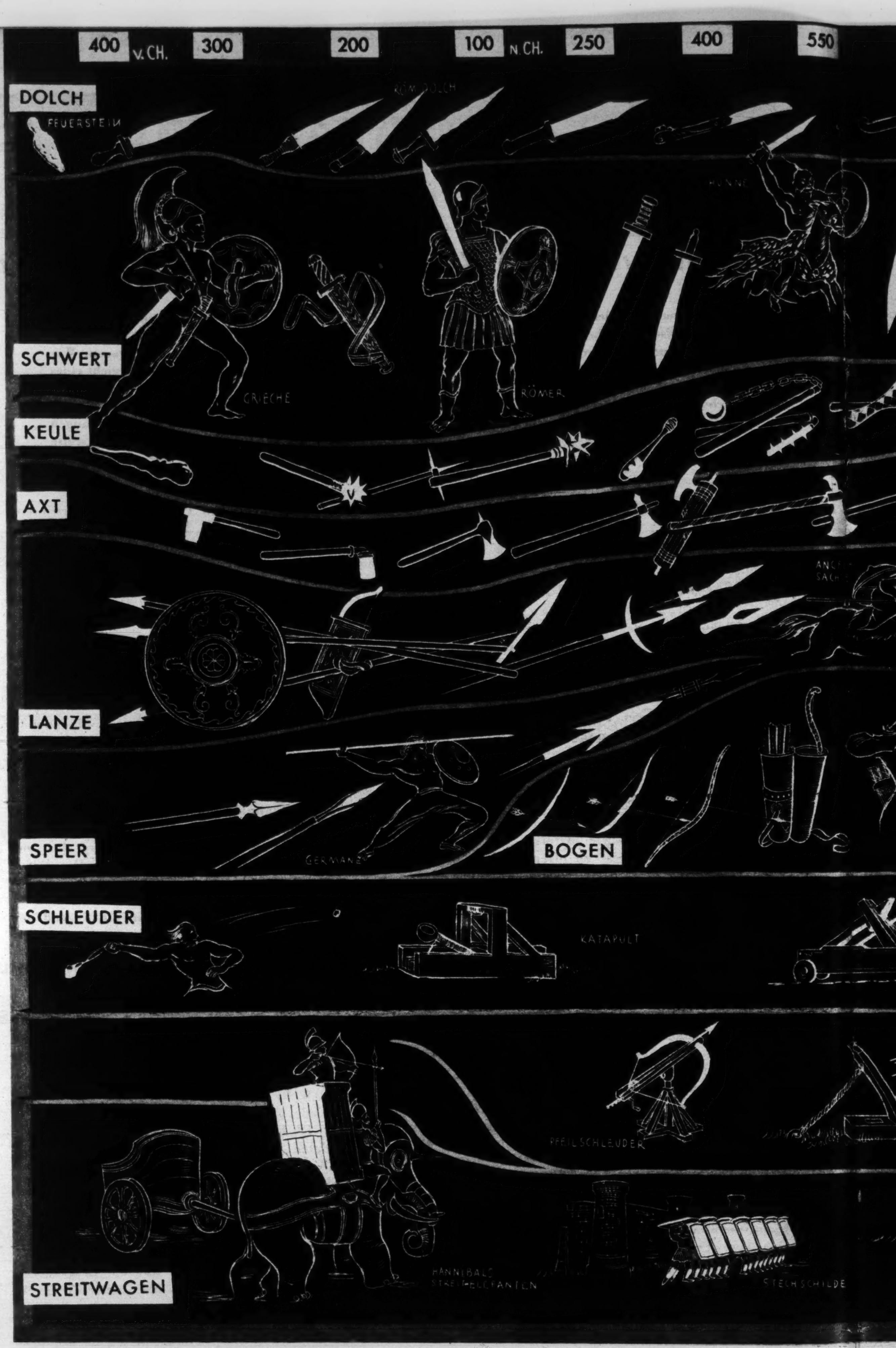
schienen eine hinreichende Garantie zu sein, daß kein Feind ungestraft die amerikanische Souveränität anzutasten wagen darf. Und doch — nach nur 11½stündigem Kampf geht in den Vormittagsstunden des 6. Mai erstmalig bei den Amerikanern die weiße Fahne hoch. Für den Historiker bleibt nur noch die Frage, wie dieser schnelle Wechsel zu erklären ist.

Ich bin kreuz und quer über die Insel gefahren im Wagen MacArthurs und mit seinem Chauffeur. Ich bin den steilen Uferhang hinuntergeklettert, den die ersten Japaner gegen den feindlichen Widerstand hinaufklettern mußten, um zehn Meter über der schmalen ebenen Landestelle ihre Taue und Seile um die Pfosten des feindlichen Drahtverhaues zu knüpfen, an denen weitere Japaner sich hochhangeln konnten. Ich habe dabei die Reste von Notleitern gefunden, die die Japaner für diesen Steilhang über die weite Wasserstrecke mitgebracht hatten. Ich habe über die weite Wasserfläche bis zur Bataan-Halbinsel hinübergeschaut. Die Japaner haben diesen Weg, immer unter direkter Befeuerungsmöglichkeit und in den letzten 400 Metern auch unter direktem Feuer der amerikanischen Schnellboote, zurückgelegt. An anderer Stelle habe ich die Batteriestellungen gesehen, mit zehn Metern gewachsener Erde und über vier Meter dicker Betonplatte, die japanische Zufallstreffer in Munitionsdepots wie die Deckelwand eines Pappkartons zerrissen und beiseite geschoben haben. Mein Chauffeur wollte mir dabei klarmachen, wie nutzlos der amerikanische Widerstand angesichts solcher Zerstörungen gewesen ist. Ich konnte ihm wenige Minuten später bei der nächsten Batteriestellung zeigen, daß diese nicht einen 150 Meter breiten und entsprechend tiefen Krater aufwies, sondern bis auf wenige Spritzer neben den Geschützständen heil geblieben war, und von solchen intakt gebliebenen Batterien fanden wir noch mehrere. Er zeigte mir die restlos zerschossenen Kasernen und nahezu pulverisierten Offiziersunterkünfte. Ich nahm ihn dafür auf dem Spaziergang durch die Tunnelanlage mit, die von einem bis zum anderen Ende absolut unversehrt geblieben war. Er wollte mir weismachen, daß Krankheiten infolge Fehlens jeder Ventilationsanlage in den Tunnels die amerikanischen Truppen dezimiert hätten. Mir stand die japanische Aussage zur Verfügung, wonach sich in den Hospitälern nur 700 Insassen befanden, diese allerdings meistens nicht verwundet, sondern krank in japanische Gefangenschaft geraten — 700 von 15 000.

Aber dann standen wir plötzlich auf dem letzten Hügel, den die Japaner vor dem Hissen der weißen Fahne durch die Amerikaner genommen haben. Von der Landestelle an dem schmalen Teil des Schwanzendes bis zu dieser Hügelspitze, die einen Wasserturm trägt, hätten sich die Japaner im Laufe der Nacht und des frühen Vormittags durchgearbeitet, erklärte mir ein japanischer Offizier, und die Einzelheiten, die er dazu gab, zeigten, daß die Amerikaner bis dahin wirklich ausgehalten und auch den Nahkampf nicht gescheut haben. Vor uns aber senkte sich der Hügel ziemlich steil abwärts auf eine Talmulde zu, die das Schwanzende vom Hauptteil der Insel trennte; sie geht nahezu bis zur Wasseroberfläche hinab und beherbergt die zwei einzigen kleinen Hafenbecken Corregidors. Jenseits der Talmulde aber steigt der Malinta-Hügel auf, und nichts, was die Japaner bisher an Schwierigkeiten überwunden hatten, ließ sich mit seinem Anstieg vergleichen. Nichts, was die Amerikaner an wirklichen Befestigungsanlagen auf Corregidor hatten, befand sich diesseits unseres Standpunktes. Hier war überhaupt erst die amerikanische Chance zur erfolgreichen Verteidigung, zum Einsatz ihrer mehreren tausend Mann Marineinfanterie gegeben. In diesem Kampfstadium aber ging auf amerikanischer Seite die weiße Flagge erstmalig hoch.

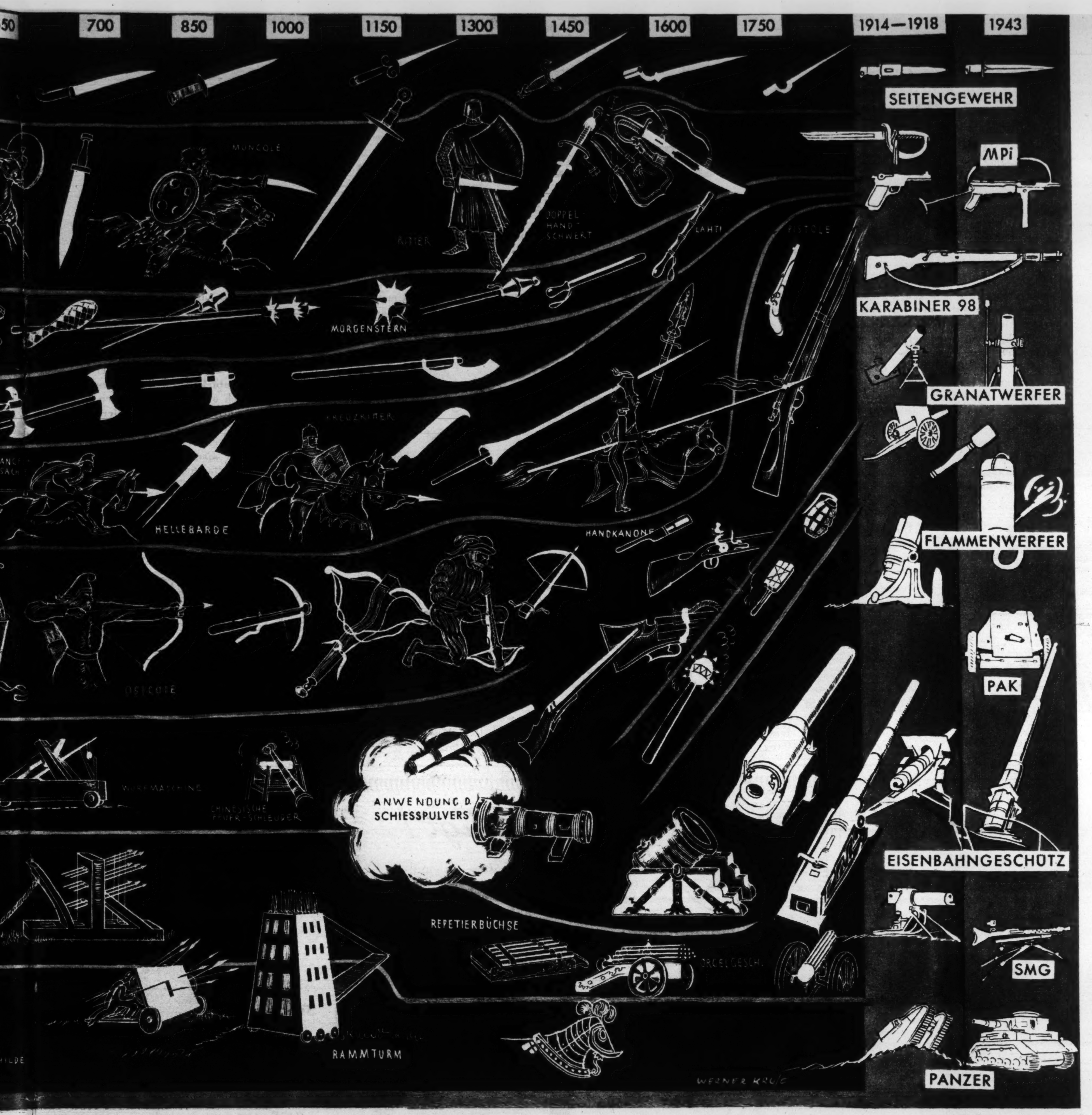
Der japanische Offizier hat uns für diese Kapitulation keine Erklärung geben können. Er war wohl zu höflich, seine wirkliche Meinung offen auszusprechen, und wollte uns wohl keine vorgetäuschte vorsetzen. Aber unser Chauffeur sprang da plötzlich mit einer Erklärung ein. Ganz leise, aber doch mit einem Nachklang seiner damaligen Gefühle im Ton meinte er nebenbei: „Oh well we were just sick and tired of the whole damn useless business. Who the hell cared for this rotten island anyway. So what.“ „Herrjemine, uns hing das ganze verfluchte sinnlose Ding einfach zum Halse heraus. Was ging uns überhaupt die lausige Insel an. Wenn schon.“

Mit diesem Satz enthüllte er besser als mit langen Untersuchungen den wahren Charakter des amerikanischen Soldaten, der offenbar, mag er auch sonst nicht besser oder nicht schlechter als der englische oder französische sein, kein Stehvermögen hat. Ausharren gegen Widrigkeiten, stilles Ausbaden einer verlorenen Sache oder einer Sache, die er für verloren ansieht, sind nicht seine Angelegenheit. Da gibt er lieber auf; er ist ein schlechter Verlierer.



DER AHNENPASS UNSERER WAFFEN

Jeder Krieg, mit welchen Waffen und in welchen Formen er auch geführt wurde, war zugleich ein technischer Krieg. In jedem Krieg wurde versucht, das für die jeweilige Zeit Höchstmögliche durch Entwicklung der Waffentechnik herauszuholen und für den Kampf einzusetzen. Neue Waffen wurden erfunden, alte verbessert, wobei es immer nur einen Grundsatz gab: Verstärkung der Kampfkraft. Nehmen wir ein Beispiel: Pfeil und Bogen waren Jahrhunderte vor und nach der Zeitwende neben dem Speer die einzige Waffe, mit der man eine Wirkung auf gewisse Entfernungen erzielte. Der erste Fortschritt war die Pfeilschleuder, eine Konstruktion, bei der die Muskelkraft des Kämpfers ersetzt wurde durch eine Mechanik mit einer weit größeren Wirkung. Von hier aus war es nur ein kleiner Schritt zu einer wesentlich höheren Kampfkraft, als man eine Schleuder konstruierte, die nicht nur einen Pfeil, sondern gleichzeitig 15, 20 und mehr Pfeile in die Reihen der Gegner schoß. Dann kam für die gesamte Entwicklung der Waffen die große Revolution — die Nutzbarmachung des Schießpulvers von der Mitte des 14. Jahrhunderts ab. Lassen wir die Entwicklung der Geschütze, die nach der Verwendung des Schießpulvers in der Waffentechnik die Steinschleudermaschinen bald verdrängten, außer acht und bleiben wir bei unserem Beispiel von Pfeil und Bogen und der Pfeilschleuder. Sie wurden zwar noch lange Zeit im



Karte: Gefr. Werner Kruse

Kampf verwendet, aber neben ihnen wurden die Handfeuerwaffen so entwickelt, daß sie in der Wirkung den Pfeil übertrafen. Und was konnte wohl näherliegen nach dem Vorbild der Wandlung von Pfeil und Bogen zur mechanischen Pfeilschleuder als die Konstruktion einer Waffe, die mit Hilfe der Pulvergase, nicht wie bei der „Handkanone", der Pistole und dem Gewehr, jeweils eine Kugel abschoß, sondern gleich mehrere? Man befestigte fünf bis zehn Büchsenrohre auf einem Kasten, so daß jedes einzelne in kurzen Abständen abgeschossen werden konnte. Das war bereits im 15. Jahrhundert. Kurze Zeit später kam man noch einen Schritt weiter. Man hatte nichts anderes gemacht, als jene Repetierbüchsen aus dem 15. Jahrhundert auf eine Lafette befestigt und die Zahl der Schießrohre auf 40 erhöht. In einer Stadtbeschreibung von Nürnberg liest man: „In Nürnberg gibt es Orgeln mit vierzig Pfeifen, auf denen der Tod seine Tänze spielt." Diese Todesorgel war es, auf die Frankreich nach der Neukonstruktion dieser Waffe im Kriege 1870/71 so große, aber dann bitter enttäuschte Hoffnungen setzte — die Mitrailleuse, das Maschinengewehr, heute die Waffe der Infanterie, die im deutschen Heer in den letzten Monaten mit dem MG 34 bis dahin technisch Unvorstellbares Wirklichkeit werden ließ. Und was ist schließlich das moderne Salvengeschütz anderes als das Orgelgeschütz aus dem 17. Jahrhundert?

Es ist ein weiter Weg von der Pfeilschleuder zum Maschinengewehr. Im Konstruktionsbau eine Wandlung wie von der Nacht zum Tag. Aber die feuertaktische Bestimmung ist gleich geblieben.

In dem obenstehenden Anschauungsbild haben wir den Versuch gemacht, die technische Entwicklung eines großen Teiles unserer heutigen Waffen von den ersten Anfängen, die oft noch vor der Zeitwende liegen, bis zur Gegenwart darzustellen. Vieles ist daraus zu lesen. Der Historiker wird Parallelen zu geschichtlichen Ereignissen ziehen, der kulturhistorisch Interessierte wird Zusammenhänge suchen, der Techniker könnte einen abendfüllenden Vortrag darüber halten, während der Kriegsgeschichtler vielleicht vergangene Kriege rekonstruiert und dieser oder jener Waffe die Entscheidung in den einzelnen Schlachten zuspricht. Der Laie aber wird viel Interessantes finden und zum Nachdenken geführt werden. Eine Frage aber wird für alle auftauchen: Ist es nun die Waffentechnik gewesen, die die Wandlungen in der Strategie und Taktik bei den modernen Schlachten und Gefechten herbeiführte, oder haben die Forderungen des Feldherrn und des Soldaten die Entwicklung der Waffentechnik bestimmt? Die Antwort darauf ist eindeutig: Sie haben sich beide ergänzt. Neue oder verbesserte Waffen haben der Taktik neue Wege gewiesen. Die Entwicklung der Taktik wieder hat ihre Forderungen an Erfinder und Waffenkonstrukteure gestellt.

Viele Jahrhunderte hindurch waren in der Schlacht die Kämpfenden auf Reichweite entfernt. Dolch und Schwert, Speer und Pfeil zwangen die Gegner, sich auf kürzeste Entfernung entgegenzukommen. Die modernen Waffen haben zur Ausweitung des Raumes gezwungen, sie halten im allgemeinen auf Distanz. Aber eines haben sie nicht vermocht — dem Soldaten die Persönlichkeit zu nehmen, ihn in die Mechanik einzuspannen, ihn als Kämpfer unfrei werden zu lassen. Mag die Schußzahl des MG noch so groß, die Wirkung des Artilleriefeuers noch so gut, die Panzerung noch so stark sein, den Sieg wird doch nur immer der erringen, der die innere Kraft hat, die letzten 150 Meter zu stürmen und Auge in Auge mit dem Feind ein — Kämpfer zu sein.

1

ROBINSON CRUSOE und die Professoren

ÜBER DIE GESCHICKLICHKEIT UND IHREN NUTZEN IM KRIEGE

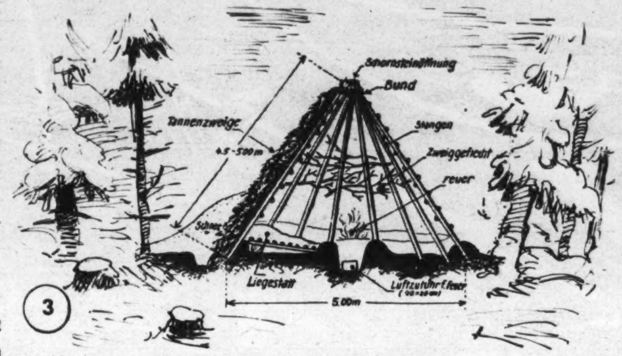
4

Es gibt eigentlich nur zwei Sorten von Menschen, praktische und unpraktische. Die unpraktischen kann man in eine komplette Werkstatt stellen, und sie werden nicht einmal einen Nagel richtig einschlagen, die praktischen dagegen könnte man wie weiland Robinson Crusoe auf einer einsamen, von Kultur unbeleckten Insel aussetzen, sie würden uns nach ein paar Wochen in eine Art Mustersiedlung führen. Schaut euch nur einmal in euren eigenen Reihen um! Mit dem Beruf hat das nicht unbedingt etwas zu tun, es gibt auch Professoren, die nicht nur „Köpfchen, Köpfchen", sondern auch sozusagen „Händchen, Händchen" besitzen — und es gibt Klempner, die eine lausig lange Leitung haben.

Für diese Selbsthilfe in jeder Lage und mit den einfachsten Mitteln gibt es darum auch keine Dienstvorschrift. Gerade für diese Dinge ist es ja wichtig, ob sie z. B. in Lappland oder am Terek ins Werk gesetzt werden sollen. Auch ist der U. H. B. B. K. 43, ein Universal - Heeres - Bastel-Baukasten, bisher noch nicht erfunden.

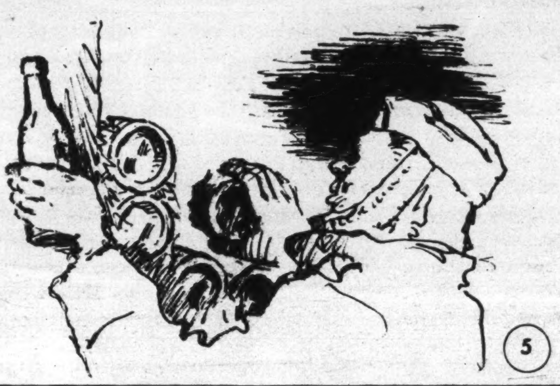
2

Wenn wir euch hier einige Vorschläge machen, die ihre Bewährungsprobe bereits bestanden haben, so genügen fast schon ein paar kleine Zeichnungen, und die Geschickten unter euch werden sie „hinzaubern", daß es nur so eine Art hat. Eine ganz einfache Sache ist z. B. der Postenfußwärmer (Bild 1). Steine werden hinter der Stellung heiß gemacht, in Sand verpackt nach vorn geschafft und in eine mit Eisen- oder Holzrosten bedeckte Grube gelegt. — Größeren Aufwand an Geist und Material erfordert schon die Zweighütte (Bild 2 und 3). Das Gerippe besteht aus Strebestangen, das Geflecht aus langen Ruten. Damit die Ruten nicht rutschen,



3

kerbt man die Strebestangen an einigen Stellen ein. Auf das Geflecht werden dann Zweige, Rohr oder Schilf befestigt. Darauf wirft man eine Erdschicht und bedeckt das Ganze dann mit einer dicken Schneelage. In der Mitte der Zweighütte wird ein Feuer angezündet, dem man durch einen Kanal Luft zuführt, der außerhalb der Hütte 3—4 m lang sein muß. — Das Feuermachen ist überhaupt eine Wissenschaft für sich, die Hohe Schule aber dafür ist Finnland. Von dort stammt wohl auch das Balkenfeuer (Bild 4), für das man am besten trockenes Tannenholz verwendet. Zwei oder drei Balken werden auf den einander zugewendeten Seiten gut angespänt und in etwa 15 cm Zwischenraum übereinandergelegt. Sie werden durch Pflöcke oder Ziegelsteine in ihrer Lage gehalten. Das Anzünden erfolgt durch Reisig und Kleinholz. Unter Umständen ist die Regulierung des Brandes durch Veränderung der Balkenabstände nötig. Und die Vorteile? Es ist ein Dauerfeuer, verbreitet nur geringen Feuerschein und braucht nicht unterhalten zu werden! — Wer nun gar über den Luxus eines regelrechten Wohnraumes mit vier Wänden und einem Dach über dem Kopf verfügt, der will natürlich am Tage gern im Hellen sitzen. Das geht auch ohne Fensterscheiben. Einer, der früher oft in feuchtfröhlichen Ratskellern gesessen hat, ist darauf gekommen: er macht es auf die altdeutsche Art, Butzenscheiben aus Flaschenböden (Bild 5). Flaschen wird man leicht irgendwo auftreiben können, und bei der Beschaffung eines geeigneten Dichtungsmaterials für die Zwischenräume muß sich wieder einmal die Pfiffigkeit des einzelnen beweisen, mag er nun Lehm, Moos oder irgend etwas anderes dafür verwenden. Denn das A und O im Soldatenleben ist allemal: man muß sich zu helfen wissen!



5

HENSCHEL
FLUGZEUG-WERKE
A·G·

1/2 genügt!
Eine dünne Schicht Kaliklora-Zahnpasta reicht aus, die Zähne gut zu pflegen. Also nicht unbekümmert viel nehmen. Immer denken: Die Hälfte genügt auch!

Schon wenig
Wybert
wirken viel
Bei Bedarf nur 1 Tablette

BONSA
die Klinge ohne Tadel
nur beim Fachhandel erhältlich
BONSA-WERK SOLINGEN
Stets säubern und trocken aufbewahren, Das hilft Bonsa-Klingen sparen!

Soll das Farbband länger halten
so muß vor allem die Schreibmaschine in Ordnung sein. Achten Sie darauf, daß die wichtigen Teile (Farbbandumschaltung, Bandtransport, Walzen usw.) stets einwandfrei arbeiten. Sie schreiben dann noch länger mit dem farbkonzentrierten und dadurch besonders ergiebigen Farbband
Geha
EDELKLASSE

GEHA-WERKE HANNOVER

Ein Maurer, der stolz sein kann!
Als ich Ihren Kursus begann, war ich Maurer. Mit Hilfe Ihres Unterrichtes ist es mir gelungen, die Stellung eines Bauleiters bei einer großen, staatlich anerkannten Siedlungsgesellschaft zu bekleiden.
Klotzsche, am 14.3.40.
Siedlerstraße 18 Richard Barth.
Was ist mit Herrn Barth!
Er sollte Ihr Vorbild sein! Er ist einer von denen, die nie satt und müde sind; er ist ein Vorwärtsstrebender, der weiß, was er will; er ist Christiani-Schüler. Neben ihm stehen Tausende, die sich ein festes Ziel steckten: Es im Beruf zu etwas zu bringen.
Sind Sie einer von diesen!
Wenn Sie den ernsten Willen haben, von Ihrem Arbeitsplatz aus auf einen höheren Posten zu gelangen, dann nutzen Sie nur Ihre Fähigkeiten. Der Christiani-Fernunterricht in Maschinenbau, Bautechnik, Elektrotechnik und anderen Fächern vermittelt Ihnen das Rüstzeug zur Aufwärtsentwicklung. Monatliches Studienhonorar RM 2,75.
DR.-ING. HABIL. P. CHRISTIANI, KONSTANZ 50

Mimosa
M
Die Marke für photographische Spitzenleistungen

Eines Tages
werden Sie froh sein, für Ihr Alter gesorgt zu haben. Sie bekommen z. B. mit 65 Jahren 10000 Mark, wenn Sie mit 30 Jahren anfangen, monatlich 20 Mark bei der Gothaer einzuzahlen. Sterben Sie vorzeitig, so erhalten Ihre Erben sofort die 10000 Mark, auch im Kriegssterbefall.

Jetzt ausschneiden, auf Postkarte kleben und an die Gothaer Lebensversicherungsbank a. G., Gotha, senden.
Senden Sie mir unverbindlich Ihre Schrift „Gotha-Schutz". Welche Summe kann ich für monatlich RM .... versichern?
Herr
Frau
Frl.
Beruf:
Geburtsdatum:
Wohnort:
Straße u. Nr.:
UH 42

Reden wir einmal vom Haß

VON JOACHIM SCHIEFERDECKER

„Bolschewismus, auf marxistischer Grundlage fußend, erstrebt die kommunistische Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung." Es folgen 27 Zeilen über verbilligte Verbrauchsgüter, allgemeine Schulpflicht, Förderung der proletarischen Kollektivkunst, Hebung der Volksgesundheit. So stand es in einem Konversationslexikon zu lesen. In allem kein Grund zum Haß.

Dasselbe Lexikon weiß unter Hitler, Adolf: „20. 4. 1889 in Braunau geb., Dekorationsmaler, Begr. der nationalsoz. dtsch. Arbeiterpartei. — H. Putsch, 9. 11. 23 in München, mißglückt." Insgesamt 4 Zeilen, in der guten Nachbarschaft von Hindenburg mit 10 Zeilen.

Das Buch erschien 1932.

Und doch schwelte damals schon der Haß und glühte die Liebe. Reden wir nicht von ihr. Sie wuchs dem begnadeten Führer seines Volkes mit Naturgewalt zu. Reden wir vom Haß. Von ihrer Geburtsstunde an haßte des Führers Partei den Bolschewismus. Wer seine Nation liebt, tut das gleiche, ob Mussolini in Italien, Franco in Spanien, Quisling in Norwegen. Wer kein Vaterland kennt, ist in Moskau zu Hause. Hier liegt der erste, mit Gefühl und Verstand gleichermaßen faßbare Grund: der Bolschewismus zerstört, um seiner Weltrevolution zu dienen, Heimat, Familie, Tradition, Gemeinschaft — alles, was anständigen Menschen das Leben lieb macht. Auf seine russischen Grenzen beschränkt, könnte er vielleicht ein Grund zur Verachtung sein, aber die Welt bedrohend, fordert er zum Haß heraus. Man muß ihn bekämpfen, muß ihn fressen, will man nicht selber gefressen werden.

Hinter der Weltrevolution steckt die Wurzellosigkeit, das Chaos, dahinter der Jude. Daß er das Deutschtum vor allem haßt, erklärt unsere rassische Standfestigkeit, die sich erst instinktiv und später mit vollem Bewußtsein zur Wehr setzte. Als wir den Kampf aufnahmen, hatten die Bolschewisten schon ihre Spuren ins Weltgesicht eingegraben. Wir zogen also nicht gegen den blassen Schemen einer Idee zu Felde, sondern gegen die Beweise ihrer Wirkung. Hier hatten Haß und Kampf ihre greifbare Handhabe.

Mag der Bolschewismus Rußland verwüstet haben: es war eine russische Angelegenheit. Aber er begann unser Volk zu infizieren, und das ging uns an. Er hatte den Dolch dem tapfersten und leidenreichsten Soldaten in den Rücken gejagt. Er meuchelte die Geiseln in München und den schwerstverwundeten Fliegerhauptmann Berthold in Hamburg. Seine Subjekte verrieten Schlageter, tobten im Ruhrgebiet, erhoben den Separatismus, verbrannten das friedliche Vogtland. Sein Geist verblendete von Jahr zu Jahr mehr Millionen. Er baute seine Revolutionsarmee im Schatten seiner wachsenden Wählermassen. Er rief den Bürgerkrieg auf unsere Straßen. Ist es nicht erst neun Jahre her, daß durch Berlin noch seine Maschinenpistolen ratterten? Der 30. Januar kam zu letzter Stunde, ein Jahr später wäre es zu spät gewesen.

Wir hatten den Bolschewismus, nicht seine einzelnen Mitläufer bekämpft. Viele gute SA.-Männer kamen von links zu uns, wie heute manch tapferer Soldat an der Ostfront seine frühere Verirrung erkennt. Die Ostfront bietet die eindeutigste Anschauung. Seelenlos verelendet vegetieren die Massen unter dem kleinen Klüngel von GPU-Agenten und Politruks, angstvoll geduckt, nachdem Lenin mit 23 600 Parteigängern die Macht über 170 Millionen an sich gerissen hatte. Wo die Hypnose der Kommissare bricht, kehrt auch in Rußland der Mensch wieder; es gibt heute schon eine ukrainische Landeswehr und eine kaukasische Polizeimiliz, die sich in den Dienst der neuen Ordnung stellten. Dieses hörbare Aufatmen rechtfertigt deutlich genug unseren Kampf auch für den Osten selbst, hätte es der Sieg Hitlers vor zehn Jahren nicht schon einmal getan. An seinem Anfang stand das Wort, an seinem Weg die handgreifliche Notwehr, auf seinem Höhepunkt der Krieg, den der Sieg krönen soll. Zweifelt heute noch jemand an der Notwendigkeit des 22. Juni 1941? Vom August 1939 bis dorthin lag der letzte Versuch, das Untier im Osten mit Vernunft zu bändigen und in seinen Schranken zu halten. Die Bolschewisten versprachen viel und hielten nichts. Ihr Vertrag war Betrug. Sie warteten auf ihre Stunde und stellten hinter unserem Rücken ihre Sturmtruppen auf. Der Dolchstoß von 1918 sollte sich 1942 wiederholen. Aber sie spekulierten falsch, weil sie Adolf Hitler nicht anders als früher Wilhelm II. in ihre Rechnung setzten. Aber der Führer war klarsichtig, ein Mann, der nicht im Kriege Marxisten zu internationalen Kongressen nach Stockholm reisen ließ, wie der Kaiser sich einst selber sein Grab schaufeln half. Er war entschlossen und hart, weil er Gesinnung und Praktiken des Bolschewismus aus zwanzigjähriger Gegnerschaft zur Genüge kannte, und er schlug lieber eher, als sich selber schlagen zu lassen. Das hat ihn seinem Sieg wie seinen Feinden dem Ende näher gebracht.

Der Bolschewismus feierte sein fünfundzwanzigjähriges Bestehen. Es wurde ein unfrohes Fest, obwohl Roosevelt und Churchill gratulierten — scheinbarer Widersinn zwischen Plutokraten und Proletarier, doch der Geschichte eine dienliche Tat, weil sie unter gleichen Kappen gleiche Brüder erkennen ließ. Im jüdischen Haß sind Moskau, London und Washington eng verwandt, und in wohl taktisch verschiedener Ausgangsstellung war das Ziel ihrer Kriegführung seit drei Jahren für die gemeinsame Vernichtung des Reiches gesteckt. Es scheint anders zu gehen, als sie es erwarteten. Jedes vernichtete englische Schiff schlägt auch die Sowjetunion, jeder vernichtete Sowjetverband schwächt auch Großbritannien und die Vereinigten Staaten, jeder geplatzte Rüstungsbluff Roosevelts entzieht Stalin ein Stück von dem schwankenden Boden, auf dem er sich noch hält. Hitlers harter Kampf von zwei Jahrzehnten erreicht sein Ziel, dem drohend über Deutschland und Europa hängenden Chaos aus Lenins Erbe den Garaus zu machen. Künftige Lexika werden ihre Zeilen anders als jenes von 1932 verteilen.

Die „verfrühte" Sondermeldung

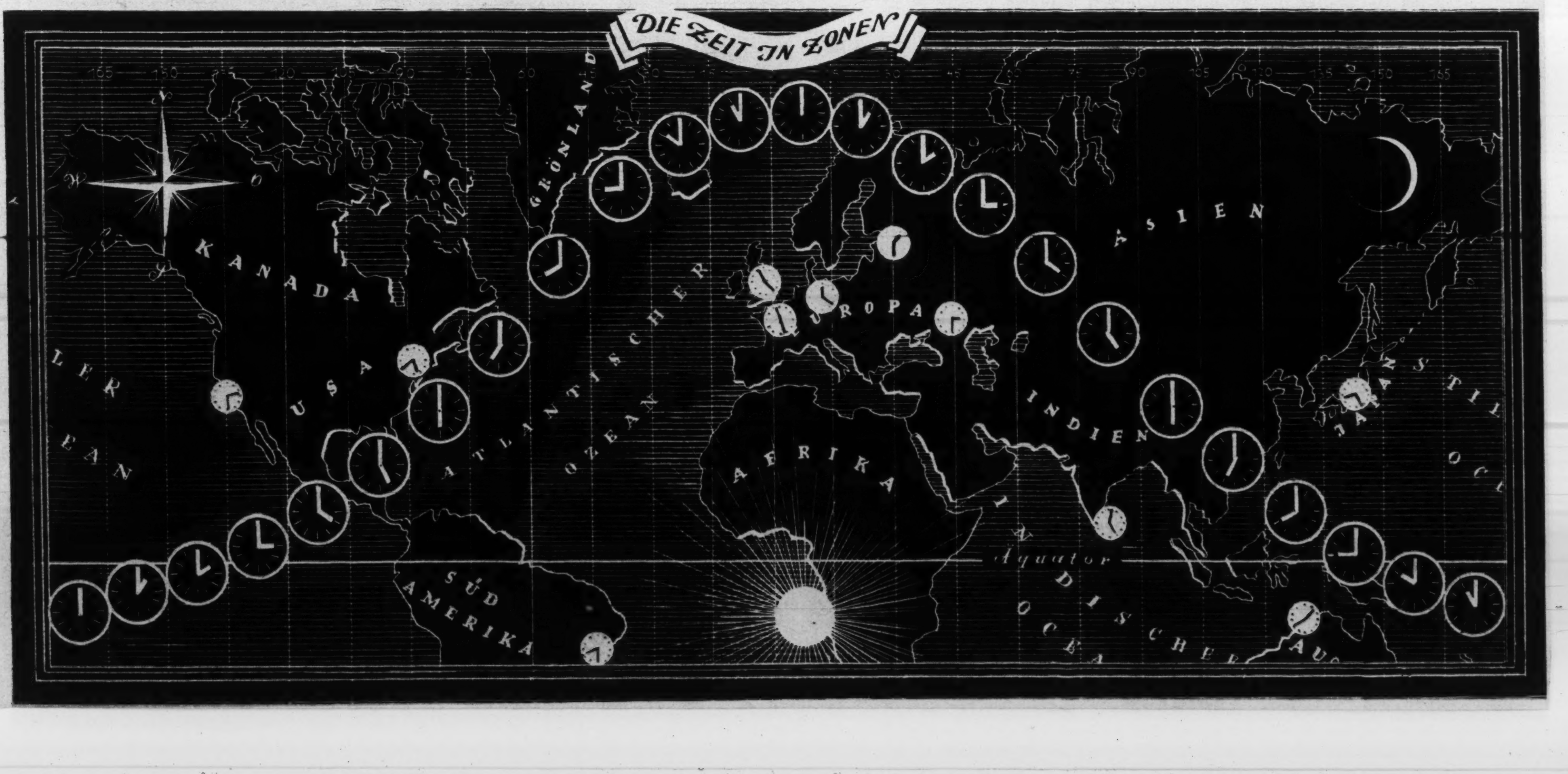
VON DR. PAUL KARLSON

Die Drehung der Erde, die für so manche physikalische Merkwürdigkeit verantwortlich ist, trägt auch die Schuld an folgender verwunderlichen und erheiternden Tatsache: Vor kurzer Zeit wurde in den Mittagsstunden in Deutschland eine Sondermeldung aus dem japanischen Hauptquartier bekanntgegeben, die mit folgenden Worten begann: „Tokio. Um 20.30 wurde heute amtlich bekanntgegeben, daß . . ." Hatte bei dieser Veröffentlichung in den deutschen Tageszeitungen, die bereits am Nachmittag des gleichen Tages in Berlin verkauft wurden, der Druckfehlerteufel seine Hand im Spiel? Man ist zwar von der Fixigkeit moderner Nachrichtentechnik und von der Geschwindigkeit der Rundfunkwellen einiges gewöhnt, aber wenn die Wellen auch nur rund 1/7 Sekunde brauchen, um den Erdball zu umkreisen — früher als sie abgegangen sind, können sie doch nirgends ankommen, sollte man meinen.

Tatsächlich ist das auch nicht der Fall oder stimmt doch nur insofern, als man das „früher" auf die Uhrzeiten bezieht. Da sich die Erde in westöstlicher Richtung dreht, scheint die Sonne den Erdball bekanntlich in umgekehrter Richtung, von Ost nach West, zu umlaufen. Sie braucht dazu aber eine gewisse Zeit; einen vollen Umlauf von 360 Grad vollführt sie in 24 Stunden, rückt also in jeder Stunde um 15 Grad nach Westen vor. Nun stellen wir unsere Uhren auf 12, wenn die Sonne genau im Süden steht; ein Ort, der 15 Grad weiter westlich liegt, hat in diesem Augenblick aber erst 11 Uhr Ortszeit, weil die Sonne dort erst nach einer Stunde in die Südrichtung gerückt ist. Ist es in Tokio 12 Uhr, so zeigen unsere, auf mitteleuropäische Zeit geeichten Uhren erst 4 Uhr morgens, weil wir um 8 × 15 = 120 Grad weiter westlich liegen. (Das ist natürlich nur eine mittlere Angabe, die sich auf den Längengrad von Stargard in Pommern bezieht; wäre es doch zu mühsam, für jeden Breitengrad die genaue astronomische Ortszeit zu bestimmen. Man hat die Erde deshalb allgemein in „Zeitzonen" mit vollen Stunden Differenz eingeteilt, wie unsere Karte zeigt.)

Es ist also vollkommen in Ordnung, wenn die oben angeführte Sondermeldung von 20.30 Uhr japanischer Zeit am gleichen Tage schon mittags, also etwa um 12 Uhr mitteleuropäischer Zeit, in Deutschland vorlag und durch Radio und Zeitungen bekanntgegeben wurde. Die Drehung der Erde, durch die eine scheinbar verfrühte japanische Sondermeldung verursacht wurde, bewirkt auch, daß z. B. für den Soldaten am Kaukasus die Dunkelheit früher einbricht als für den, der an der Atlantikküste auf Posten steht. Wie groß der Zeitunterschied ist? Nun — auch das zeigt unsere Karte. Man braucht nur vom Kaukasus aus die Längengrade bis zur Atlantikküste abzuzählen, wobei zu bedenken ist, daß 15 Längengrade = eine Stunde in je einem Feld zusammengefaßt sind.

Zeichnung: Gefr. Erich Haase



Im Graben des Feindes

VON KRIEGSBERICHTER MATTHIAS MAYER

An einem frühen Morgen war es. Er war einer Nacht gefolgt, in der die Schneewolken auf der Erde zu liegen schienen. Nun stand die schräge Sonne über den Gräben und der glitzernden Fläche und zauberte Farben in die Wölbungen und Furchen des Vorfeldes.

Irgend etwas hatte sich verändert da drüben, wo die Sowjets sich eingenistet hatten. Man mochte es halten für unförmige Schneehaufen und weiße Klumpen, die der nächtliche Sturm zusammengestiebt hatte, oder auch schien das Funkeln der Sonne auf dieser blitzenden und gleißenden Hülle das Auge zu täuschen. Die Gewißheit kam, als es herüberzischte und gegen einen Stahlhelm klatschte. Ein kurzes, bösartiges Bellen, wie wenn Metall auf Metall schlägt. Der Gewehrposten hob den Helm ab und seine klammen Finger strichen über die kleine, unscheinbare Beule. Das Geschoß war abgespritzt und hatte sich verloren in die Weite des Hinterlandes. Scharfschützen! Das war es. Das war die Veränderung, die dort drüben vor sich gegangen ist, als die schwarze, stürmische Nacht das Niemandsland zwischen den Stellungen unter sich begraben hatte. Und weit vorgeschoben hatte der Feind sich. Es schienen Löcher oder auch ein Graben zu sein, ein gefährlicher, unangenehmer Stützpunkt weit im Vorfeld. Mit schweren und leichten Maschinengewehren.

*

Viermal hatte Unteroffizier Gschwind sich mit seinem Spähtrupp an den Feind gepirscht. In vier Nächten hatte er erkundet und beobachtet, hatte so nahe am Grabenrand gelegen, daß seine Hand des Pelzmütze des ahnungslosen Gegners vom Schädel hätte schlagen können.

Dreimal war es gut gegangen. Die Ergebnisse waren überraschend. Ein tiefer Graben, vollbesetzte Bunker, Horchposten, zwei schwere Maschinengewehre, ein leichtes, und zahlreiche Gestalten, die schemenhaft durch den Graben huschten.

In der vorletzten Nacht aber, da der Spähtrupp zum viertenmal den gefährlichen Gang wagte, um weit ausholend von links die letzte Erkundung vorzunehmen, wurde er bemerkt. Aber schon blitzte die Maschinenpistole des Unteroffiziers auf. Ein, zwei Stöße. Er sah nur noch, wie die Gestalt am Maschinengewehr die Arme hochwarf und zusammensackte. Als die Leuchtkugel aus dem Graben zischte und ihr geisterhaftes Licht über das Vorfeld warf, war der Spähtrupp schon weit nach links ausgebogen und erreichte ungefährdet die eigenen Stellungen. Das Bellen der Maschinengewehre verpuffte in die Nacht . . .

*

Es war wie ein Fluch. Alles war vorbereitet bis ins kleinste, jeder Umstand und jede Zufälligkeit mit einbezogen in den Plan. Und nun stand der Mond in der flimmernden Wölbung des Himmels und schüttete sein milchig-weißes Licht über die verschneite und starr dahingestreckte Erde. Der Schnee knirschte und sang unter den Füßen der Grenadiere; schattenlos, glitzernd, wie verzaubert lag das Land. Ausgerechnet an diesem späten Nachmittag, da längst schon dichte, schwarze, russische Winternacht sein sollte. Am liebsten hätten sie die verräterische Scheibe des Mondes heruntergeholt und das Flimmern und Funkeln zertrampelt, wie man ein gefährlich glimmendes Feuer erstickt.

Stunden mußten vergehen. Aber dann kam doch der Augenblick, da die Soldaten des Stoßtrupps im Graben stehen, bereit, das Nest auszuheben. Im Nahkampf, Mann gegen Mann. Tiefe Nacht liegt über dem Vorfeld.

Sie kennen ihre Aufgabe. Der Plan liegt fest. Es gilt, unbemerkt den Draht zu erreichen, der das Grabensystem am linken Ausläufer sperrt, und das Minenfeld zu umgehen. Mit zwei Stoßgruppen dann in den Graben. Blitzschnell und rücksichtslos. Die eine am linken Ende, wo das leichte Maschinengewehr überrannt werden muß, die andere weiter nach vorne stoßend, um von hinten den zur feindlichen Hauptkampflinie weisenden Graben mit den Bunkern aufzurollen und abzuriegeln. Zwei Gruppen übernehmen die Sicherung. Hinter der eigenen Hauptkampflinie stehen die schweren Waffen. Sie greifen ein, wenn das Unternehmen beendet ist und das Loslösen vom Gegner erfolgt.

Die Führer der beiden Stoßgruppen stehen beisammen. Ein Leutnant und ein Unteroffizier. Langsam kriecht der Sekundenzeiger, wie wenn er die Spannung und die Ungeduld noch erhöhen wollte. Sie halten das Leuchtzifferblatt an die Augen, die Zeit steht still. Ein paar Worte noch, belanglos scherzende Worte. Und dann ist es so weit. Lautlos schieben sich die Gestalten über den Grabenrand, verschmelzen mit dem Schnee und der lautlosen Nacht. Es ist wie ein flüchtiger, wesenloser Spuk. Weit ist der Weg hinüber, weit und erfüllt von dem Gefühl des Ungewissen, das auf den Soldaten lastet und drückt und sich erst lösen wird in der Sekunde des Aufeinanderprallens mit dem Gegner. Gebückt huschen sie vor, Schritt für Schritt, Meter um Meter und weit auseinandergezogen. Und dann müssen sie herunter, in den Schnee. Es geht langsamer nun, Zentimeter um Zentimeter tasten sich die Körper vor. Eine Stunde lang, zwei, drei lange, ewige Stunden. Die Kälte hat sich in die Knochen gefressen, in die Arme und Beine, die wie leblos und mechanisch nur dem Willen folgen. Die Gesichter aber sind heiß. Es kann nicht lange mehr dauern. Längst hat sich die zweite Stoßgruppe getrennt, unmerklich hat sie sich gelöst und ist ihren eigenen Weg gegangen.

Und dann fühlen die erstarrten Hände den Draht. Jetzt nur nach links ausbiegen und das Ziel ist erreicht. Starr und steif pressen sich die Körper in den Schnee, die Stille ist erdrückend. Minutenlang liegen sie so, dann schiebt sich der Unteroffizier vor, bis an den Rand des Grabens, der sich unförmig und zerrissen aus dem Boden hebt. Die anderen folgen, lautlos, wie wenn sie eine unsichtbare Hand bewegte.

Es gibt Augenblicke, die keine Zeit mehr lassen zu einer verstandesmäßigen Überlegung, die vielmehr im jähen Aufflackern den naturhaften Instinkt herausfordern und ihn zu handeln zwingen. Erst später, als die Grenadiere Abstand gewonnen hatten von diesen Stunden und dieser Sekunde der entscheidenden Eingebung, da sie im sicheren Bunker hockten und noch einmal die Gedanken zurückwanderten auf diesem endlos scheinenden Weg durch das Niemandsland und in den Graben des Feindes, dämmerte in ihnen das Bewußtsein, wie Überlegung und unbewußtes Handeln sich gleichermaßen dem harten Willen unterordnen können.

Im gleichen Augenblick, da der letzte Grenadier sich heranschiebt an den Rand des Grabens und die Muskeln und Nerven der Männer sich spannen zum Sprung in die Tiefe, da sind sie entdeckt. Ein Feuerstoß jagt aus dem Maschinengewehr. Schon aber sind die Grenadiere im Graben, ohne Befehl, auf sich allein angewiesen. Blitzartig erfassen sie die Lage. Einbruch, losschlagen, und wenn es zu früh sein sollte. Die Grenadiere jagen den Graben entlang, stolpern, stoßen sich an den rissigen Wänden, schießen und treiben den überraschten Gegner. Die Maschinengewehre knattern, drei Sowjets springen in einen Bunker, eine geballte Ladung zerfetzt sie und den Unterstand. Weiter geht die Jagd. Schreie, Schüsse, vorbei an einem schweren Maschinengewehr, die drei Posten niedertrampelnd, zerstampfend. Ein weiteres liegt aus der Scharte, von einer Handgranate herausgerissen. Im gleichen Augenblick bricht die zweite Stoßgruppe von hinten in den Graben ein. Ein, zwei Bunker werden erledigt, fast im Vorbeirasen, das Geknatter der Maschinenpistolen ist ohrenbetäubend. Ein grausiges Handgemenge in schwarzer, undurchdringlicher Nacht. Eine Leuchtkugel zischt hoch, aus einem entfernter liegenden Kussel. Ihr grünes Licht fordert Hilfe. Und sie kommt von den Hauptstellungen des Gegners, zaghaft, langsam, aber zu spät, den deutschen Stoßtrupp noch gefährden zu können. Vereinzelt nur noch fallen Schüsse. Das bösartige Bellen eines Granatwerfers setzt ein.

Leutnant Weisung — hier! — so schallt es durch die Nacht. Unteroffizier Gschwind — jawohl! . . . Die beiden Stoßgruppen haben sich vereinigt — — der Graben ist aufgerollt, der Gegner vernichtet, tot, verwundet oder geflüchtet. Die linke Sicherungsgruppe hält die von ihren Hauptkampfstellungen vordringenden Bolschewisten zurück, der Stoßtrupp sammelt, löst sich, langsam und überlegt, biegt weit nach links aus und gibt den Weg frei für das Feuer der bereitgestellten schweren Waffen. Unter ihrer Wirkung zieht sich der Gegner zurück. Der Stoßtrupp hat seine Aufgabe gelöst und erreicht glücklich mit seinen Verwundeten die eigenen Stellungen.

Die Beute war groß. 25 tote Bolschewisten blieben in diesem Graben zurück. Ein Dutzend etwa nur konnte entkommen, verwundet, zerschlagen.

*

Das war südostwärts Rschew, wo die starre Abwehrfront hinübergleitet in die Brennpunkte der härtesten Schlachten des mittleren Frontabschnitts. Hier hat sich das Heldentum des einzelnen bewährt und sich eingegraben in die Geschichte dieses Ringens, die einmal von diesen Grenadieren einer westmärkischen motorisierten Infanterie-Division in diesem unerbittlichen Kleinkrieg künden wird als einer Tat, die von dem jüngsten Grenadier bis zum erfahrenen Grabenkämpfer die höchsten Tugenden des Mannes verlangt.

Zeichnung: Edwin Grazioli

Es geht alles vorüber!

EIN LIED, EINE STIMME UND EIN JUNGES MÄDCHEN

Als wir sie zum erstenmal hörten, waren wir begeistert. Ihr Lied wurde in kurzer Zeit so bekannt wie das von der Lili-Marlen. „Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei . . ." — jawohl, das gefiel uns. „Ich stelle sie mir blond vor, blond und besinnlich", sagte einer; ihm standen andere Meinungen entgegen. Man einigte sich schließlich auf klein und zart, ruhig und hübsch, auf einen schlanken und dunklen Typ. Wie gesagt, damals hörten wir ihre Stimme, tausend Kilometer und mehr von der Heimat entfernt, zum erstenmal irgendwo im Osten aus einem Lautsprecher. Es war kalt und naß, es war ungemütlich, und wir fluchten. „Es geht alles vorüber . . ." sang eine Mädchenstimme. — Und sie hatte recht! Mit diesem Lied kamen wir über den größten Dreck und über die finstersten Stunden. Seitdem haben wir uns, wenn sonntags im Volkskonzert oder im Soldatensender Belgrad ihre Stimme ertönte, ihren Namen gemerkt. Stimme und Name wurden uns vertraut, wurden uns lieb und wert, wenn man so sagen darf. Da sang ein junges Mädchen aus der Heimat, und was sie sang, gab Trost und Freude.

Und nun trafen wir Maria von Schmedes zum erstenmal irgendwo in Berlin, im dritten Stock eines Mietshauses; sie war gerade von einer Wehrmachtstournee zurückgekommen. Wenn eine bekannte Sängerin im dritten Stock eines Berliner Mietshauses wohnt, dann weiß man, daß sie kein Star im herkömmlichen Sinne sein kann, sondern ein Mensch, der auf beiden Beinen steht und der nüchtern und klar in die Weltgeschichte blickt. Wir drückten also auf den Klingelknopf, und es spielte sich alles so ab:

Maria von Schmedes: „Also, was wollt ihr von mir wissen? Ich habe wenig Zeit, weil ich arbeiten muß. Ich bin eben zurückgekommen und fahre morgen schon wieder ab. Ich muß erstens üben, zweitens Platten besingen, drittens Rundfunk . . ."

Besucher (in Gedanken feststellend): Sie ist also tatsächlich klein, zierlich, aber keineswegs ruhig, sondern eher temperamentvoll. Jung — etwa 20 bis 22 Jahre —, modernes, junges Mädchen, mit einem anständigen Schuß Selbstbewußtsein.

Besucher: „Also wir möchten gern wissen . . ."

Maria von Schmedes (unterbricht lächelnd): „Stellen Sie nicht die herkömmlichen Interviewfragen: 1. Woher kommen Sie? 2. Was machen Sie? 3. Sind Sie verheiratet?"

Besucher (schüchtern unterbrechend): „Nein, wir wollten nur wissen . . ."

Maria von Schmedes (mit monotoner Stimme unterbrechend): „Ich bin aus Wien, mein Vater war Oberst, ich stamme aus einer alten Soldatenfamilie, ich bin nicht dreimal geschieden, und das Kind, das nebenan schreit, ist nicht mein Kind. Ich bin unverheiratet."

Besucher (vor so viel Temperament leicht erschrocken und aus der Fassung gebracht): „Wir wollten ja auch nur wissen, ob Sie und wann Sie und wohin Sie nächstens auf Tournee gehen, und ob Sie tatsächlich so sind, wie wir Sie uns vorgestellt haben."

Unser Gegenüber atmet befreit auf. Also kein Interview!

Und dann haben wir uns doch ruhig unterhalten. Über Soldatenbriefe, die täglich von allen Fronten ihren Weg zu ihr finden, begeisterte Briefe, Briefe, in denen jemand sein Herz ausschüttet, weil die Stimme der jungen Sängerin ihn bewegte. Und wir unterhielten uns darüber, daß es eine schöne und herrliche Aufgabe für ein Mädchen ist, den Männern draußen Lieder zu singen, die sie mit der Heimat verbinden, und die sie für Augenblicke ihren schweren Alltag vergessen lassen. Und wir merkten: dieses junge Mädchen war sich seiner Aufgabe bewußt. Sie vertrödelte nicht ihre Zeit mit belanglosen Dingen, die einem jungen Star, der plötzlich die Stufen des Ruhmes erkletterte, den Kopf verdrehen. Sie war und ist ein Mädchen aus unserer Zeit, das uns mit ihrer Stimme schöne Stunden schenkt. *He*

Gesungen, verklungen . . .

WIEDERBELEBUNGSVERSUCHE DER LIEDER VON GESTERN

VON GEFR. KURT MILTE · ZEICHNUNGEN: GEFR. WERNER KRUSE

ERIKA

Auf der Steppe gibt es keine Blümelein,
Siehste was? — Steppengras!
Und du selber hast die kleinen Bienelein,
Kratzt dich das? — Das macht Spaß!
Auf der Heide, da gibt's weiches Moos . . .
Doch auf Steppendisteln? — Mensch, geh los!
Auf der Steppe gibt es keine Blümelein,
Siehste was? — Steppengras!

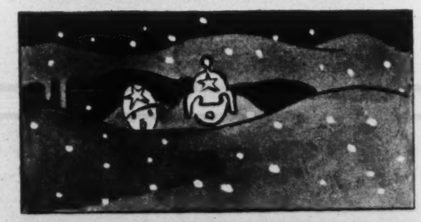
ANNEMARIE

Wenn der Vollmond scheint, Annemarie,
Plagt mich hier das Lausevieh.
Und durch Hemd und Hose machen sie
Wie einst wir 'ne Landpartie.
Und dann wird gezwickt jedes Lausetier,
Kleine Annemarie, tät' ich's doch bei dir . . .
Wenn der Vollmond scheint, Annemarie,
Plagt mich hier das Lausevieh.

LILI-MARLEN

Vor der Panjehütte
Nachts bei Schnee und Eis
Hört der Posten Schritte,
Plötzlich wird's ihm heiß:
Wen sieht er da im Dunkeln gehn?
Dicht vor ihm aber bleibt sie stehn,
Sie ist's, Lili-Marlen!

„Liebster, sieh, da bin ich,
Hielt es nicht mehr aus,
Macht vor Sehnsucht dünn mich,
Bin ausgekratzt zu Haus.
Du wirst mich sicher auch verstehn,
Du mußt es nur bei Licht besehn",
So sprach Lili-Marlen.

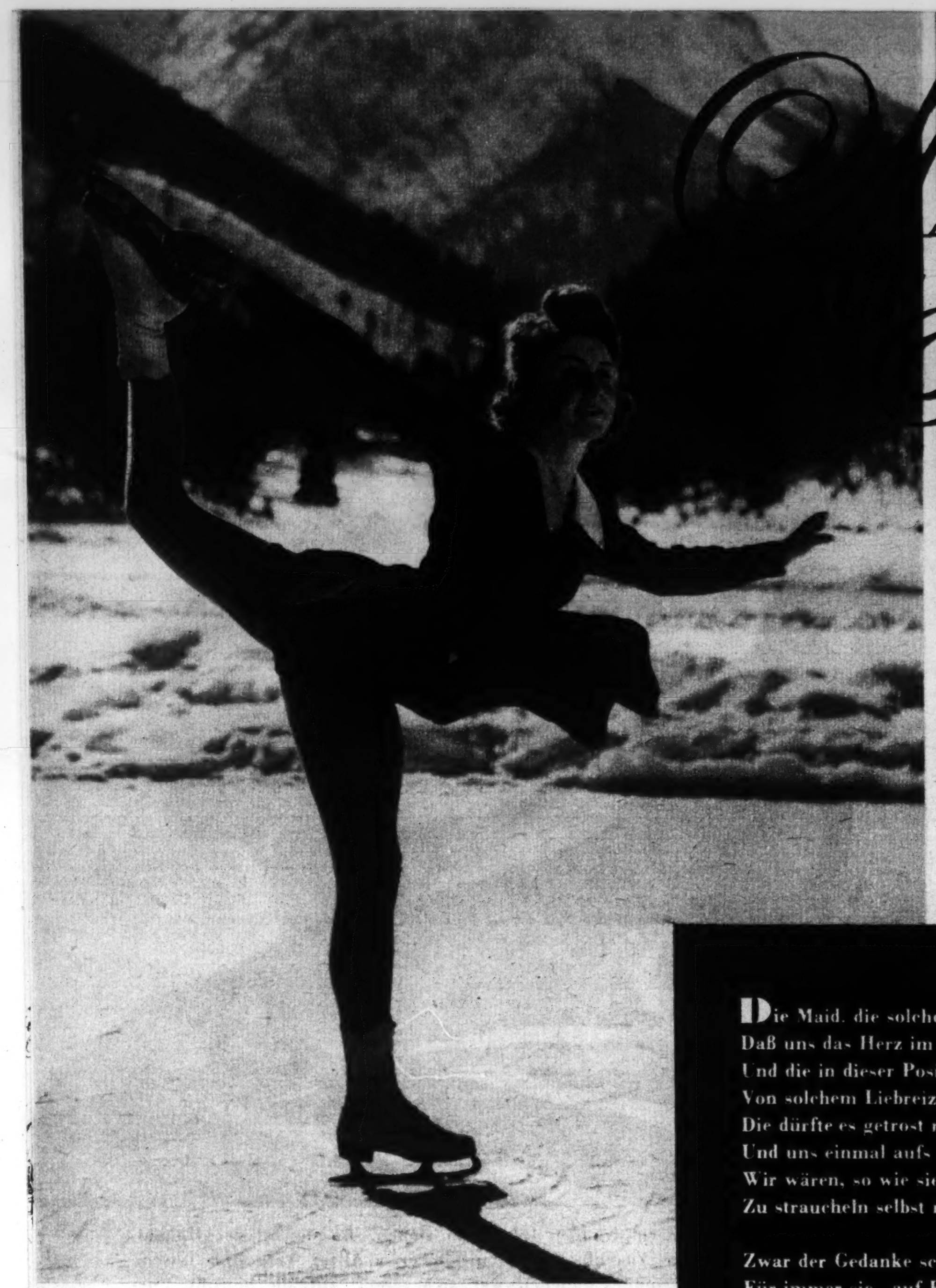


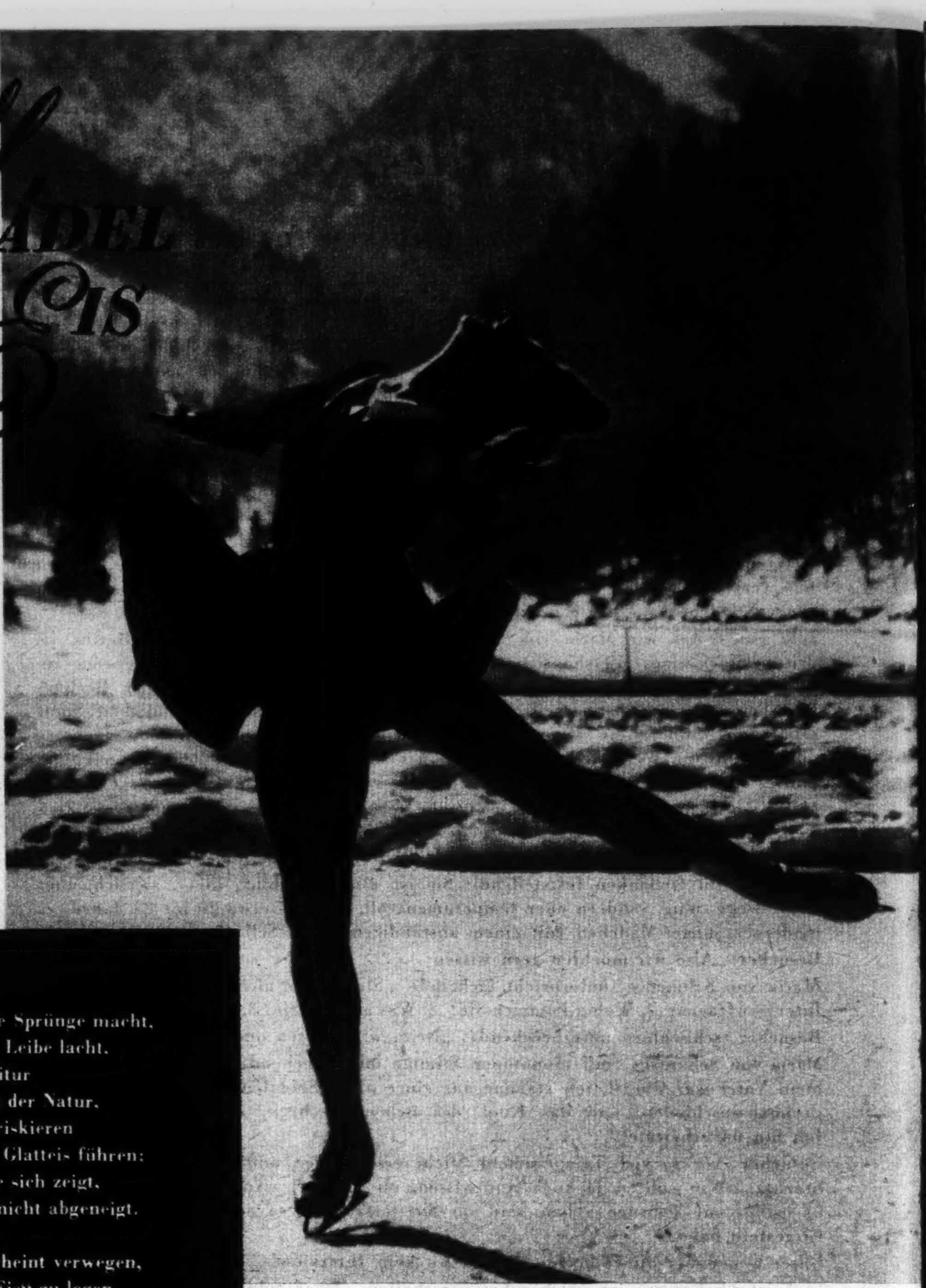
Er greift zu der Laterne
Und stellt sie schnell dazu,
Blieb zwar im Dunkeln gerne,
Doch sie läßt keine Ruh',
Denn auch die Panjes soll'n es sehn,
Wie hier sich zwei im Nebel drehn
Wie einst, Lili-Marlen.

„Jetzt, Liebste, mußt du gehen,
Die Streife sieht's nicht gern,
Wenn wir so lang hier stehen
Wie einst vor der Kasern'.
Wenn die Laterne dort wieder brennt,
Dann hat die Trennung auch ein End'
Von dir, Lili-Marlen!"

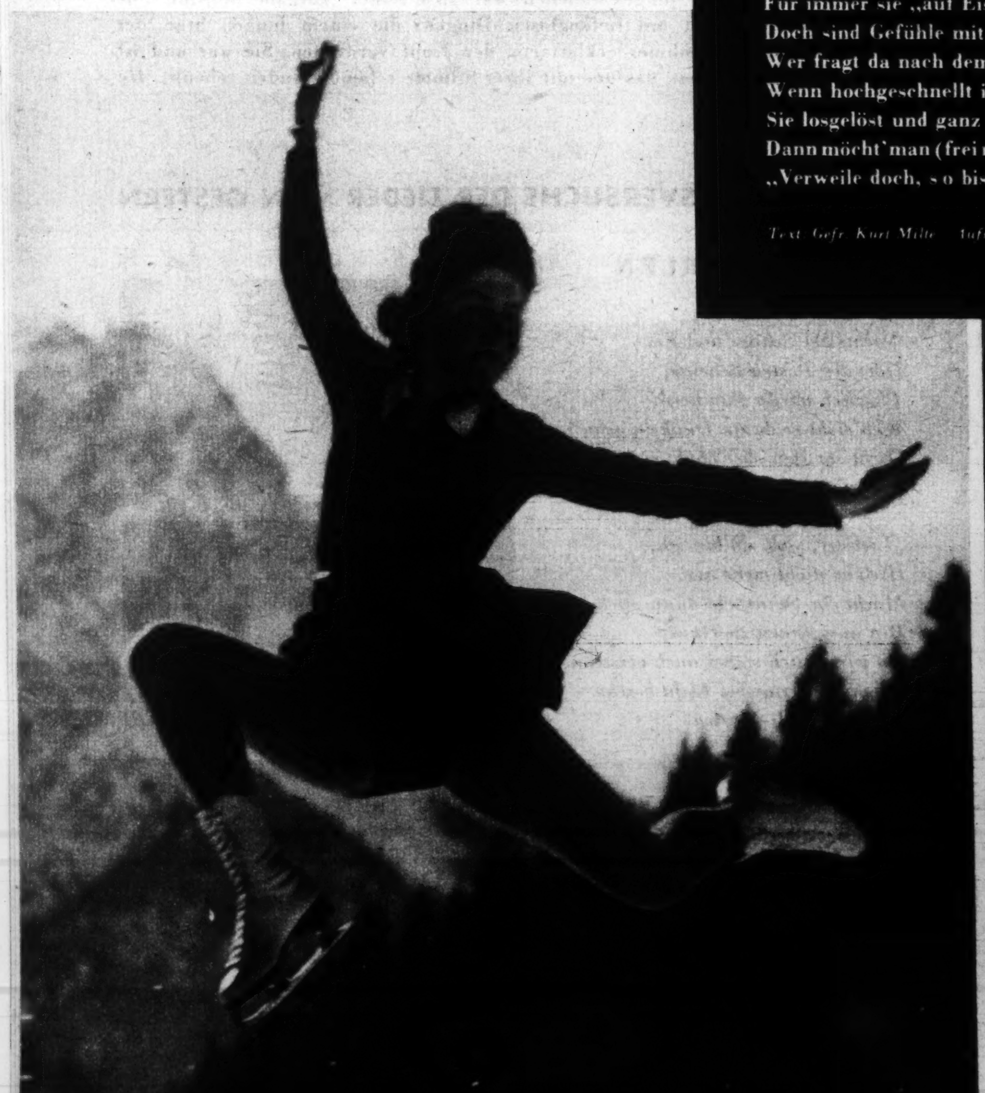
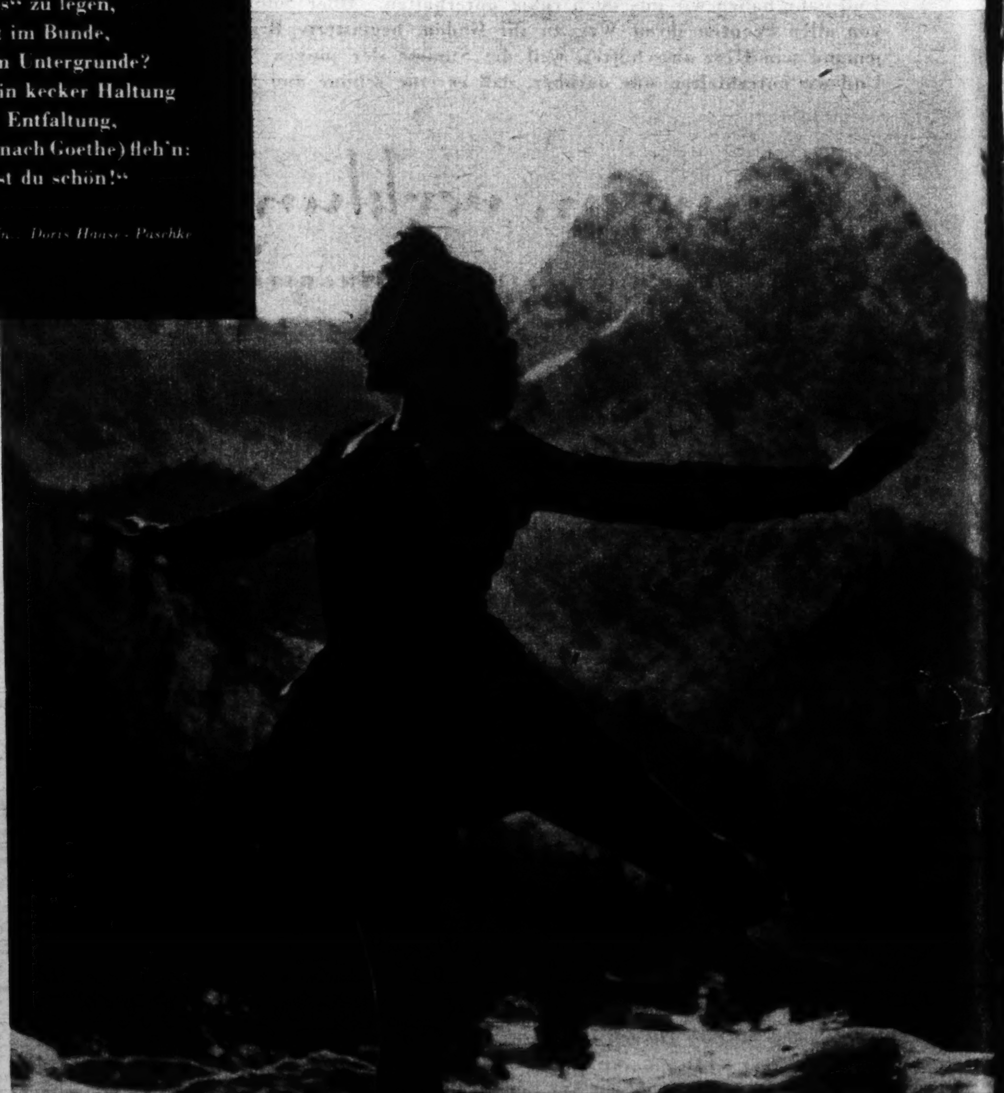
Verlagsleiter: Maximilian Künzner, Berlin-Zehlendorf, Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel, Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht, Berlin. Verlag: „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25 Fernruf: 174721, Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25 / Anzeigen-Preisliste Nr. 1 vom 1. 12. 1941 / Verantwortlich für Anzeigen Dr. Horst Harff (im Felde), i. V. Hans Putz, Neuenhagen bei Berlin

MÄDEL EIS





Die Maid, die solche Sprünge macht,
Daß uns das Herz im Leibe lacht,
Und die in dieser Positur
Von solchem Liebreiz der Natur,
Die dürfte es getrost riskieren
Und uns einmal aufs Glatteis führen:
Wir wären, so wie sie sich zeigt,
Zu straucheln selbst nicht abgeneigt.

Zwar der Gedanke scheint verwegen,
Für immer sie „auf Eis“ zu legen,
Doch sind Gefühle mit im Bunde,
Wer fragt da nach dem Untergrunde?
Wenn hochgeschnellt in kecker Haltung
Sie losgelöst und ganz Entfaltung,
Dann möcht' man (frei nach Goethe) fleh'n:
„Verweile doch, so bist du schön!“

Text: Gefr. Kurt Milte — Aufn.: Doris Hause-Paschke